Georg Canterbury's Testament.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne," „Die Channings",
„Drangsale einer Frau" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1871.

Erstes Kapitel.

Im Zwielicht.

Die im Westen sinkende Sonne goß ihre schrägen Strahlen in goldiger Fluth auf die lange blaue Wasserlinie. Sie schimmerte auf den weißen Segeln der Vergnügungsboote und der Fischerkähne, die sich zur Nachtfahrt anschickten, brachte die schönen, auf ihrer Bahn vorübersegelnden Schiffe in schärferer Klarheit vor das Auge und spielte mit sanftem Lichte auf dem Gipfel der Gebirgskette, welche, die Landschaft zur Rechten abschließend, ihre wellenförmigen Umrisse meilenweit in die Ferne hin erstreckte. Ueberall Ruhe, wohlthuende Stille. Wilde Meereswogen waren an diesem Abend nirgendwo zu sehen; weder Schaum noch Gischt krönte die Wellen. Die ganze Welt schien auszuruhen von aller Plage und Mühsal, von ihren sündhaften Leidenschaften und armseligen Kämpfen, wie wenn sie allen Menschenherzen einen Vorgeschmack von jenem Seelenfrieden einflößen möchte, der ihnen erst im Himmel beschieden ist.

Der Ort, Little Bay, war ein kleiner stiller Badeort an der Küste von Wales, wo das Baden angenehm, die Luft gesund und die Aussicht über das Meer weit war. Zu jener Zeit wenig besucht, war derselbe anspruchslos und wohlfeil und ahnte nicht, welch eine vornehme Zukunft ihm bevorstand.

In einem großen offenen Bogenfenster befanden sich zwei junge Mächen, mit den Blicken über die Aussicht hinschweifend, die der Einen von ihnen sehr theuer war, und dabei einem Herrn zuhörend, der außen stand und zu ihnen plauderte. Diejenige, die ihm zunächst stand und seine Witzworte auffing und zurückgab, nachdem er dieselben kaum ausgesprochen, war reich gekleidet, in schöner blauer Seide und Spitzen — ein junges, schönes, frohes Mädchen von siebenzehn Jahren, dem Aussehen nach fast noch ein Kind, mit lachenden dunkelblauen Augen, üppigem dunkelbraunem Haar, und Wangen, die mit der Rose wetteiferten — eine so liebliche Erscheinung, wie nur je eine Jungfrau die Sinne eines Mannes berückte. Die Andere war ebenfalls sehr hübsch, aber von ruhigerem Aussehen. Ein sanftes Mädchen von gerade neunzehn Jahren, mit großen schüchternen, hellbraunen Augen, etwas hellerbraunem Haar, und ein wenig blasser Hautfarbe — ein sanftes süßes Gesicht, das man gern betrachtete. Sie war größer als ihre Gefährtin und dennoch von nicht mehr als mittlerer Größe, ihr Kleid von einfachem Musselin, das nur wenige Thaler gekostet haben konnte. Alle Welt weiß, daß man nicht nach den Kleidern auf die Mittel des

Trägers desselben schließen darf. Das reich gekleidete Mädchen in ihrer blauen Seide mit den kostbaren ächten Spitzen — Caroline Kage — hatte von jeher in dürftigen Verhältnissen gelebt, denen sie auch nicht zu entgehen erwartete, außer durch eine vortheilhafte Heirath; die Andere sollte muthmaßlich einst wenigstens hunderttausend Pfund erben, denn sie war eine Tochter des reichen Mr. Canterbury von Chilling.

Und er, der jetzt zu ihnen plauderte — Thomas Kage? Er war ein Rechtsanwalt, der sich sein Brod durch schwere Arbeit verdiente und von keinem Menschen in der Welt einen Thaler zur Hülfe erwarten durfte, ein Mann von kleiner, dünner Gestalt, deren Spärlichkeit ihn fast von mittlerer Größe erscheinen ließ. Haar und Augen waren dunkel; sein Gesicht hatte nichts Besonderes, aber es war ehrlich, freundlich und wahr. Die Leute nannten Thomas Kage häßlich, und er war es, wenn man ihn nach dem strengen Schönheitsregeln beurtheilte; aber sein Gesicht war ein gutes, das Diejenigen, welche es zu deuten verstanden, sofort von seinem innern Werthe überzeugte.

Es war die dritte Woche im September; sie waren in der dritten Augustwoche nach dem Badeorte gekommen, so daß er und die beiden Mädchen jetzt seit einem Monat tägliche, ja fast stündliche Gefährten gewesen. Der Erfolg war ein nicht seltener. Welche von Beiden ihn am innigsten lieben gelernt, wäre schwer zu bestimmen. Millicent Canter-

bury hatte ihn nie zuvor gesehen, wohl aber Caroline Kage, wenngleich nicht oft; sie und er waren entfernte Verwandte.

„Warum so ernst, Miß Canterbury?“ fragte er plötzlich, den Kopf vorbeugend, um sie zu sehen, denn sie saß etwas weiter zurück im Fenster.

„Bin ich ernst?“ entgegnete sie, und ihre sanfte Wange färbte sich rosig, indem sie das Gesicht herabbeugte, um es zu verbergen.

„Sie sind wenigstens schweigsam.“

„Ich hörte Ihnen und Carolinen zu.“

„Ich denke mir, Sie ziehen überhaupt das Zuhören dem Plaudern vor,“ sagte er, und ein Lächeln von seltener Lieblichkeit umspielte seine Lippen. Dieses Lächeln war das einzige wirklich Schöne in Thomas Kage's Antlitz, und widerlegte, solange es währte, den Vorwurf der Häßlichkeit.

„Meinen Sie?“

Wie gleichgültig Millicent Canterbury diese Worte immer aussprechen mochte, so erkannte sie dennoch sehr wohl die Wahrheit der Beschuldigung und die Rosenröthe der Wangen stieg zu dunkler Gluth. In seiner Gegenwart hätte sie ebenso wenig unbefangen zu plaudern vermacht, wie wenn sie stumm gewesen wäre; ihre Liebe zu ihm war tief, wahr und leidenschaftlich, und eine solche Liebe schließt oft, wie wir wohl Alle wissen, die Lippen in der Gegenwart des geliebten Wesens.

„Und stimmen Sie mit Caroline überein oder mit mir?“

„Mit Ihnen," war Millicent zu gestehen genöthigt, denn sie war von offener, gerader Natur, und Ausflüchte waren ihr fremd; aber das Geständniß machte die Gluth in ihrem Gesichte wie Feuer brennen; „denn ich bin fest überzeugt, daß Mrs. Kage es uns nicht erlauben wird."

Sie hatten eine Wasserfahrt für den folgenden Tag besprochen — diese beiden Mädchen, Miß Annesley, welche mit ihnen nach Little Bay gekommen, und Thomas Kage als Beschützer. Caroline sprach davon wie von einer abgemachten Sache; er dagegen hatte es ganz ruhig für „lauter Mondschein" erklärt.

„Wir werden sehen," sagte Miß Kage — „Leta, was in aller Welt macht Dein Gesicht so roth? Und ich finde es sehr garstig von Dir, Thomas, kaltes Wasser auf meinen Vorschlag zu gießen."

Thomas Kage lachte.

„Kaltes Wasser! Ach, Caroline, wenn Du nur wüßtest, wie heißes Wasser ich darauf gießen wollte, wenn dieß den Vorschlag ausführbar machen würde!" fuhr er in einem Tone ernsterer Bedeutsamkeit fort. „Der Gedanke einer solchen Wasserfahrt mit Euch ist entzückend, aber derselbe wird sich nicht verwirklichen. Deine Mutter, wie Miß Canterbury sagt, wird es nicht erlauben."

„Es ist sehr zu bedauern, daß sie sich vor dem Wasser fürchtet," sagte Caroline ungeduldig. „Als ob man in ruhigem Wasser ertrinken könnte."

Er erwiderte nichts, sondern warf ihr nur einen Blick zu, und eine flüchtige Gemüthsbewegung schwebte über ihr reizendes Gesicht hin. Sie waren sich Beide wohl bewußt, daß Mrs. Kage's Einspruch gegen die Wasserfahrt nicht der Furcht vor etwaigen Gefahren — wiewohl sie in dieser Angelegenheit wirklich so ängstlich war, wie ihre Tochter sagte — sondern vielmehr der Besorgniß vor den Folgen dieses häufigen und nahen Beisammenseins zuzuschreiben war.

„Mrs. Kage betrachtet das Meer als ein verrätherisches Ungeheuer, das beständig die Unvorsichtigen zu verschlingen lauert, die sich in seine Gewalt wagen, — das weißt Du, Caroline," bemerkte er nachlässig, indem er ein Buch öffnete, das er in der Hand hielt, und darin blätterte.

„Was wirst Du morgen früh sagen, wenn ich Dir mit der Nachricht entgegen komme, daß ich die Mama überedet habe, ihre Einwilligung zu geben?"

„Ich werde sagen, daß Du die liebste Cousine in der ganzen Welt bist —"

„Das kannst Du leicht sagen, wenn Du keine andere hast," sagte sie, ihn hastig unterbrechend.

„Und die gescheiteste Diplomatin," fuhr er fort. „Du solltest die Leute zu Ende reden lassen, Caroline. Ich wünsche Dir allen Erfolg, gebe mich aber nicht der Hoffnung hin, daß der Wunsch in Erfüllung gehen wird."

„Welch eine Art von Wunsch nennst Du das, wenn ich fragen darf?"

„Einen frommen Wunsch, vermuthlich.“

„Allerdings. Und ich will Dich beschämen, wenn ich Dir Mama's Einwilligung bringe.“

„So sei's, Caroline,“ entgegnete er. — „Und Sie, Miß Canterbury? Sie haben noch nicht gesagt, ob Sie mitkommen.“

„Ja, ich — ich denke wohl,“ lautete die zögernde Antwort. „Ich mache mir nicht viel aus Wasserfahrten.“

„Wie? Ich habe Sie sagen gehört, Sie liebten das Meer.“

„Ich liebe den Anblick des Meeres. So wie wir es jetzt vom Fenster aus sehen, erscheint es mir schöner, als irgend etwas auf der Welt. Ich könnte nimmer müde werden, es anzuschauen, seine wechselnden Farben zu beobachten, mir meine Gedanken über die großen vorübersegelnden Schiffe zu machen, und den kleinen Booten zuzuschauen, die an der Küste hin- und herkreuzen. Meine Liebe zum Meere ist etwas Seltsames. Aber wenn ich mich auf demselben befinde, bin ich fast ebenso ängstlich, wie Mrs. Kage; und in stürmischem Wetter bin ich fürchterlich seekrank!“

Er lachte über den Schluß. Caroline Kage sprach in einem etwas ärgerlichem Tone:

„Es ist keine besondere Nothwendigkeit für Dich vorhanden, Leta, in Entzücken über das Meer auszubrechen, selbst wenn Du dasselbe wirklich liebst.“

„Nein,“ sagte Leta demüthig, „natürlich nicht.“

Sie wurde fast immer Leta genannt. Als kleines Kind, ehe sie noch deutlich zu sprechen im Stande war, hatte sie ihren wirklichen Namen, Millicent, so ausgesprochen; und der Name war ihr seitdem geblieben.

Die Sonne sank in goldener Fluth am Horizont hinab. Dann zeigten sich die schönen klaren Opalfarben, die nur am nordwestlichen Himmel zu sehen sind. Thomas Kage ging noch immer nicht.

Plötzlich nahm er, wie wenn er sich eben an Etwas erinnerte, die Arme vom Fenster hinweg und schaute auf seine Uhr. Caroline sah dieß mit eifersüchtigem Auge und sinkendem Herzen; es schien sein Fortgehen zu verkünden und sie hätte ihn gern auf immer an ihrer Seite festgehalten.

„Warum kommst Du nicht herein, Thomas? Welch ein Einfall, die ganze Zeit da draußen zu stehen!"

„Ich kann jetzt nicht hereinkommen. Ich versprach meiner Mutter, zum Thee heimzukommen."

„Müssen wir das jeden Abend hören? Deine Mutter ist sehr anspruchsvoll."

„Keine Mutter war dieß jemals weniger," entgegnete er nachdrucksvoll, indem sein gutes Gesicht erglühte. „Aber sie hat mich gern zum Thee zu Hause, und ich habe sie schon warten lassen. Ihr seid ein Paar gefährliche Sirenen, Ihr Beide, einen Menschen so zu fesseln und ihn das Stundenglas vergessen zu machen! Lebt wohl, und mögt Ihr Euch ein andermal besser aufführen."

Er ging raschen Schrittes den Kiespfad hinunter — das Haus stand in einem Garten — schwang sich über das eiserne Pförtchen und nickte ihnen, den Hut abnehmend, fröhlich zu. Es war, als sei beiden Mädchen ein Schatten auf's Herz gefallen und sie lauschten schweigend und traurig dem Widerhall seiner eiligen Schritte.

Er war wie ein Knabe davon gelaufen; an eine Biegung im Wege gelangend, erblickte er eine Dame und hemmte seine Schritte. Es war Miß Annesley, die mit Mrs. Kage nach Little Bay gekommen.

„Sind Sie auf dem Wege zu Mrs. Garston?" fragte sie stillstehend.

„Jetzt nicht. Ich eile heim zu meiner Mutter."

„Das ist recht," erwiderte Miß Annesley mit komischer Miene. „Hätten Sie zu Mrs. Garston gewollt, so würde ich gesagt haben: gehen Sie nicht zu ihr. Sie ist heute Abend sehr verdrießlich, — und zwar über Sie."

„Ich weiß, ich hätte schon bei ihr sein sollen," bekannte er lächelnd. „Das ist es wahrscheinlich, wie?"

„Das ist's. Und ich erhielt, für den Fall, daß ich Sie zufällig träfe, den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß sie Sie jetzt nicht eher als morgen empfangen will. Und sie meint es, Mr. Kage, —"

„Sehr gut. Dann will ich morgen hingehen und Frieden mit ihr schließen. Ich danke Ihnen, und für jetzt leben Sie wohl!"

Er eilte weiter und langte an der Thür eines

niedlichen Häuschens an, dessen Vorderseite die Aussicht auf das Meer hatte. Eine steife, barsche, auffallend große Frau von fünfzig Jahren ließ ihn ein.

„Sie haben Ihre Mutter lange warten lassen, Mr. Thomas," war die mit strengem Angesicht ausgesprochene Begrüßung, die ihm zu Theil wurde. „Sie wollte mich den Thee nicht machen lassen, bis Sie nach Hause kämen."

„Es thut mir wirklich sehr leid, Dorothy," erwiderte er, ohne, wie die meisten jungen Leute seines Alters es gethan haben würden, daran zu denken, daß es nachgerade Zeit sei, daß Dorothy ihre Predigten einstelle. Sie war die Pflegerin seiner ersten Kindheit und seitdem achtundzwanzig Jahre lang durch gute und böse Zeiten die treue Dienerin seiner Mutter gewesen. „Ich sah nicht auf die Uhr, und die Zeit verging, ohne daß ich es gewahr wurde."

„Ich denke, ich würde an Ihrer Stelle über das Heimkommen zu den Mahlzeiten nichts Festes bestimmen, Sir, solange wir hier sind. Mylady hätte heute Abend schon früh Thee trinken sollen, denn sie hat furchtbare Kopfschmerzen."

Das Warten-lassen bei Mahlzeiten, wenn es auch nur fünf Minuten waren, gehörte bei Dorothy zu den Todsünden; und Thomas Kage war sich bewußt, in letzterer Zeit nicht sehr pünktlich gewesen zu sein.

„Kopfschmerzen!" wiederholte er ziemlich erstaunt, denn Lady Kage litt nicht häufig an diesem Uebel.

„Ja, Kopfschmerzen," sagte Dorothy, wie Thomas hineinging.

Am offenen Fenster des Wohnzimmers saß Lady Kage — eine sanfte, sinnige Frau, mit einem Gesichte so voll Herzensgüte wie das ihres Sohnes und einer ebenso angenehmen Stimme. Sie hatte erst das Alter erreicht, welches die Frauen die „mittleren Jahre" zu nennen pflegen; aber sie war kränklich und ihr zartes Gesicht trug die Spuren vieler Sorge.

„Meine Herzensmutter!" sagte er, indem er sie liebevoll küßte; „es thut mir leid!"

„Was thut Dir leid, Thomas?"

„Daß ich Dich mit dem Thee auf mich habe warten lassen. Warum hast Du nicht ohne mich angefangen? Dorothy sagt, Du habest Kopfschmerzen."

Sie hielt seine Hand in der ihrigen fest; und ihre Augen, die zu den seinigen aufschauten, lächelten ihn zärtlich an.

„Dorothy hat geplaudert, wie ich sehe."

„Das hat sie allerdings; sie hat mich tüchtig ausgezankt. Aber Du hättest Deinen Thee trinken sollen, beste Mutter. Du glaubst nicht, wie dergleichen Dinge mich schmerzen."

„Das ist nicht nöthig, Thomas."

„Dennoch ist es so, und ich werde mir durch sie so recht meiner selbstsüchtigen Undankbarkeit bewußt. Falls ich hungrig wäre und Du nicht zu Hause, würde ich mir den Thee bestellen, ohne an Dich zu denken."

„Das würdest Du nicht thun, wenn Du mich

zurück erwartetest; nein, und wenn Dir vor Verlangen danach der Kopf zerspränge. Und der meinige zerspringt mir noch nicht."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, so achtlos die Zeit verstreichen zu lassen. Ich plauderte mit Miß Canterbury und Caroline. Was kann Dir nur diese Kopfschmerzen verursacht haben, Mutter?"

„Ich glaube, ich machte heute Morgen einen zu langen Spaziergang. Ich beabsichtige, morgen den ganzen Tag zu Hause auszuruhen."

Man hätte fast sagen dürfen, daß Lady Kage's Antwort eine mechanische war; denn indem sie sprach, schweiften ihre Gedanken weit in die Ferne. Die Zeit war ihm unbemerkt entflohen, indem er mit Miß Canterbury und Caroline geplaudert hatte.

Mr. Kage's Entschuldigungen waren in jüngster Zeit bei Gelegenheiten wie die gegenwärtige so beständig die nämlichen gewesen, daß der Argwohn, der im Herzen der Mutter lauerte, mehr und mehr zunahm. Daß er eines der beiden jungen Mädchen lieben zu lernen anfing, war ihr so klar, als ob sie in sein Herz hineingeschaut und es dort gelesen hätte. Welche von Beiden war es?

Dorothy brachte den Thee und stellte denselben auf die ihrer Herrin fernste Seite des Tisches.

„Mr. Thomas kann heute Abend einschenken, Mylady, da Sie nicht wohl sind," entschied sie mit dem bevorzugten Ansehen einer Person, die gewohnt ist, ihren Willen zu haben. — „Der Thee ist fertig, Sir."

Er lachte, indem er sich setzte, und sagte, er hoffe, er werde den Rahm und Zucker nicht in die Theekanne thun, anstatt in die Tassen.

Thomas Kage hatte nie ein wildes Junggesellenleben geführt, wie die Mehrzahl der jungen Leute; seine Wohnung war im Hause seiner Mutter in London gewesen und diese hatte in liebevoller Nachsicht Alles für ihn gethan. Die Welt ahnte nicht, wie einfach diese Häuslichkeit war und wie vollkommen das Glück, das sie in derselben genossen. Selten waren Mutter und Sohn so fest im Herzen mit einander verbunden wie diese Beiden.

In ungeschickter Weise, wie die meisten Männer, die an solche Dinge nicht gewöhnt sind, schenkte Thomas Kage zuerst eine Tasse Thee für seine Mutter ein und dann für sich selber. Er dachte nicht im Entferntesten daran, daß folglich seine Tasse die stärkere sein müsse. Er hätte ihr gern, auf seine Kosten, alles Gute gegeben, das diese Welt nur bietet, ohne es als ein Opfer zu betrachten.

„Du sagst, Du warst heute Abend bei den beiden jungen Damen, Thomas?" bemerkte Lady Kage.

„Habe ich Dir wirklich Rahm und Zucker genug in Deinen Thee gethan? — Ja, ich war bei ihnen."

„Wie gewöhnlich, Thomas, wie gewöhnlich. Hast Du Einer von ihnen Dein Herz geschenkt?"

„Mutter!"

Er mochte immerhin „Mutter!" ausrufen, und zwar mit einem erschrockenen Zusammenfahren; aber Lady Kage konnte nicht umhin, einen Umstand zu

bemerken, und dieser war, daß das Gesicht ihres Sohnes roth wie das eines Mädchens aussah. Sie wußte jetzt, daß sie sich nicht getäuscht hatte. In der hastigen Bemühung, die Theekanne wieder zu füllen, verschüttete er das Wasser.

„Welche von Beiden ist es, Thomas?" fragte sie ruhig.

Er hatte jetzt seine Fassung wiedergewonnen, schaute seine Mutter im Zwielichte an und ließ dann, eine Pause machend, seine guten dunklen, treuherzigen Augen durch's Fenster weit auf das Meer hinausschweifen.

„Mutter, ich glaube, Du irrst Dich; ich hoffe es. Ich könnte nichts Wahnsinnigeres thun, als mich verlieben, gleichviel wer das Mädchen sei. Es mag noch Jahre — viel Jahre währen, bis meine Verhältnisse mich berechtigen, zu heirathen, — wenn überhaupt je."

„Das ist es eben, Thomas. Sonst —"

„Sonst stände es mir frei, mich morgen zu verlieben," sagte er auflachend. „Ja wohl, wir müssen uns eben Alle den Umständen fügen."

Lady Kage ließ ihre einmal gefaßte Meinung nicht fahren; doch ging sie nicht weiter in eine Erörterung derselben ein.

„Welche von Beiden würdest Du gewählt haben, Thomas, falls Du wirklich an eine Wahl gedacht hättest? Miß Canterbury?"

„Miß Canterbury!" rief er in so unverstelltem Erstaunen, daß es wie Eis ins Herz seiner Mutter

fiel und eine Ahnung zerstörte, die ihre mütterliche Liebe ihr vor die Seele gezaubert hatte. „Du träumst, Herzensmutter. Miß Canterbury wird ihre Tausende vielleicht hundertweise zählen. Der alte Canterbury hat wahrscheinlich eine Million.“

„Wenn Millicent Canterbury reich an Geld ist, so bist Du Deinerseits reich an Werth, Thomas. Eine Heirath zwischen Euch Beiden würde keine ungleiche sein.“

Er lächelte und schüttelte über die Parteilichkeit seiner Mutter den Kopf; aber seine Antwort erfolgte in einem Tone fester Bestimmtheit:

„Es wäre eine so ungleiche Heirath, liebe Mutter, daß ich mich keinen Augenblick dem Gedanken hingeben könnte — nein und wenn ich vor Liebe zu ihr stürbe. Aber der Gedanke, Millicent Canterbury zu lieben, ist mir nie in den Sinn gekommen. Darüber beruhige Dich also.“

„Ich hätte Dir keine bessere Frau wünschen können, als Millicent Canterbury,“ sagte Mrs. Kage; „ich habe nie ein liebenswertheres Mädchen gesehen. Was Caroline betrifft, so kann sie der Millicent nicht das Licht halten.“

„Caroline ist ebenso arm wie ich, und es wäre deßhalb unnütz und unsinnig, an eine Heirath mit ihr zu denken,“ entgegnete Mr. Kage, — doch verrieth sich eine Verlegenheit im Tone seiner Stimme, die seine Mutter beunruhigte, da dieselbe nur zu deutlich verrieth, in welche Richtung sein Herz sich

gewendet hatte. Es erfolgte ein ziemlich langes Schweigen.

Thomas brach dasselbe endlich. Nach einer gedankenvollen Pause erhob er den Kopf und schaute seiner Mutter im dunkelnden Zwielichte gerade in die Augen, wie wenn es ihm rathsam dünkte, die Sache klar und deutlich darzustellen und ein für allemal mit derselben fertig zu werden, — und zwar um ihretwillen sowohl als um seiner selbst willen.

„Ich war vorigen Juli siebenundzwanzig Jahre alt, Mutter, wie Du weißt, und ich verdiene mir in meiner Stellung so wenig, wie Du ebenfalls weißt, komme so langsam fortwärts — ja, eigentlich gar nicht — daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach mein vierzigstes Jahr erreichen werde, ehe ich im Stande bin, eine Frau zu ernähren, wie ich sie ernähren möchte. Glaube mir daher, wenn ich Dir sage, daß keine Gefahr und keine Hoffnung vorhanden, daß ich mich ernstlich verlieben kann oder werde. Ich mag hier oder dort vielleicht ein Interesse für ein Mädchen fühlen, aber es wird keine Liebe daraus entstehen."

„Ich möchte nicht, daß Du je eine hoffnungslose Zuneigung faßtest," sprach Lady Kage mit leiser Stimme.

„Auch ich möchte das nicht. Geschähe es aber, so könnte ich es ertragen."

Die schönen Opalfarben am nordwestlichen Himmel schwanden allmälig in dem erlöschenden Lichte. Lady Kage, deren Kopfschmerzen sich verschlimmerten,

ging auf ihr Zimmer zur Ruhe, und Thomas saß allein mit seinen Gedanken.

Nein, er durfte nicht an das Heirathen denken. Diesen schönen Traum, dem er sich in letzter Zeit hingegeben, wollte er aber weiter träumen, so lange es ihm vergönnt war — es sollte nicht lange mehr währen. Im Spätherbste sollte die Badegesellschaft sich auflösen — er und seine Mutter kehrten nach London, die Uebrigen in ihre ferne Heimath zurück. Und dann wollte er sich wieder dem alten Arbeitsleben zuwenden, um zu vergessen. Und sie —

„Brauchen Sie kein Licht hier drinnen?"

Die Störung kam von Dorothy. Sie hatte, noch immer ärgerlich, die Thür geöffnet, um zu fragen; Thomas Kage erwachte aus seinen Träumereien und gewahrte, daß es bereits so dunkel sei, wie es überhaupt werden konnte.

„Nein, kein Licht." Es schlug acht Uhr; er setzte seinen Hut auf und ging hinaus.

Ruhig warm und lieblich war die Nacht. Der klare Himmel leuchtete hell, und die Lichter auf den verschiedenen Fahrzeugen im Wasser blinkten wie Sterne. Eine Straße hinunter gehend, kam er an ein Haus, das mit dem verglichen, welches seine Mutter gemiethet, ein Schloß hätte genannt werden können. Auf sein Anklopfen öffnete ein Diener die Thür.

„Ist Mrs. Garston schon auf ihr Zimmer gegangen?"

„Nein, Sir, noch nicht."

„Dann sagen Sie ihr, ich lasse mich ihr bestens empfehlen und werde sie morgen nach dem Frühstück besuchen.“

Seine Rücksicht für die alte Dame bewog ihn, auf diese Weise bei ihr vorzusprechen. Mrs. Garston war achtzig Jahre alt. Kein Mann hatte je ein besseres Herz als Thomas Kage und es that ihm leid, seinen gewohnten Besuch bei ihr an diesem Tage versäumt zu haben. Dann ging er weiter.

Auf dem Rasenplatze vor Mrs. Kage's Hause ergingen sich die beiden Mädchen in Bade-Freiheit. Mr. Kage gesellte sich zu ihnen. Bald standen sie an dem eisernen Gitter und beobachteten die oben erwähnten Lichter und die Fahrzeuge, die sanft auf ihrer Bahn dahin zogen, bald gingen sie auf den Kiespfaden auf und ab, bald ruhten sie aus auf den Bänken unter den Maulbeerbäumen. Aber der leise, unbewußt zärtliche Gesprächs-Austausch war überall derselbe. Das köstliche Beisammensein dauerte fast ununterbrochen fort. Jede Minute, jede Stunde die so entglitt, diente nur dazu, die Glieder der Kette fester zu nieten, vermittelst derer das Schicksal diese drei Herzen untrennbar an einander fesselte.

Sie hätten dort gern noch länger verweilt, aber gegen zehn Uhr kam Miß Annesley heraus. Sie war ein gutes, braves Mädchen, einige Jahre unter dreißig, liebenswürdig, gescheit, verständig und von sanftem Gemüth, wie es sich für die Tochter eines rechtschaffenen Geistlichen gebührt.

„Mrs. Kage ist böse, daß Ihr noch draußen seid. Sie wünscht, daß Ihr sogleich hereinkommt."

„O, ist Mama endlich aufgewacht?" entgegnete Caroline gleichgiltig. „Ihr langer Mittagsschlaf hat sie vermuthlich verdrießlich gemacht."

„Du mußt selber wissen, Caroline, daß es hohe Zeit ist, hereinzukommen," sagte Miß Annesley."

„O, predige nicht, Sarah; wir wollen hineingehen."

Millicent war die Erste, die hinein eilte.

Vor etwa 30 Jahren kam ein Officier, der schnell im indischen Heere gestiegen war, Oberst Sir Charles Kage, Ritter des Bath-Ordens, mit seiner Frau und kleinen Tochter auf einen dreijährigen Urlaub heim. Er war ohne Bekanntschaften in hohen Kreisen, und hatte nur wenige und ganz einfache Verwandte. Aber ein Ritter des Bath Ordens findet in kurzer Zeit reichlich Freunde, und Sir Charles' Wohnung in London war bald von solchen überschwemmt. Unter diesen befand sich ein Pair des Reichs, der beinahe am Ende der ihm zu Gebote stehenden Mittel angelangt war — seine Kinder hatten ihm in der Verfügung über dieselben nach Kräften beigestanden — und der folglich einen Theil seines überflüssigen Stolzes ablegte, dieß war Lord Gunse.

Der Grund, welcher Sir Charles Kage hauptsächlich nach England zurückgebracht hatte, war das Un-

wohlsein seiner Frau. Auf ein paar Wochen erholte sie sich, doch nur um schnell wieder in das alte Leiden zurückzufallen; und in weniger als sechs Monaten nach ihrer Ankunft in England starb sie. Das kleine Mädchen, Charlotte, war zu dieser Zeit sechs Jahr alt, und Sir Charles nahm sogleich eine junge Dame als Erzieherin für sie ins Haus. Diese war eine Miß Carr, ein sanftes, bescheidenes, anspruchsloses Mädchen, welches sich in aller Demuth von Sir Charles' Gästen fern hielt, und die kleine Charlotte bald lieben lernte. Wenn die Gäste sie zufällig sahen, beachteten sie dieselbe gar nicht, so auch Lord Gunse, Lady Gunse und die ehrenwerthen Misses Gunse. Ja, hätten diese Herrschaften sich überhaupt herabgelassen, über die Erzieherin sich zu äußern, so würden sie dieselbe nur unter die Dienstboten gerechnet haben. Sie war ja ohne Familie.

Lady Gunse und die Misses Gunse waren zu jener Zeit sehr viel in Sir Kage's Hause, den trauernden Wittwer zu trösten. Es hieß unter den Dienstmädchen, die meistens scharfe Beobachter sind, daß ihr Herr nur um eine der drei ehrenwerthen jungen Damen anzuhalten brauche, um sie zu erhalten. Ein stattlicher Mann von nur fünfundvierzig Jahren, Ritter des Bath-Ordens, dem noch eine schöne Laufbahn bevorstand, war unbestreitbar der zartesten Aufmerksamkeit werth.

Wie tief mußte daher die Entrüstung dieser hochadeligen Familie sein, als sie eines Morgens erwachte, um die Neuigkeit zu erfahren, daß Sir Char-

los Kage sich verheirathet habe! Genau ein Jahr nach dem Tode seiner Gattin führte er in aller Stille, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, die Erzieherin seines Töchterchens an den Altar. Als Lord Gunse ihm Vorwürfe hierüber machte, drückte der brave Soldat dem Pair die Hand und gestand ihm, daß Maria Carr's schöne Eigenschaften ihm seine Achtung und Liebe abgewonnen, und daß er der kleinen Charlotte keine zärtlichere und vortrefflichere Mutter hätte geben können, selbst wenn er die ganze Welt durchsucht haben würde. Sie sei allerdings jung, das leugne er nicht, doch dieser Fehler werde mit jedem Jahre kleiner werden.

„Sie ist ohne Herkunft," stöhnte der aufgebrachte Pair.

„Ohne Herkunft!" wiederholte Sir Charles. „Mein lieber Lord Gunse, sie ist von ebenso guter Familie, wie ich."

Auf diese Weise war das bescheidene, geduldige Mädchen, Maria Carr, die zweite Lady Kage geworden. Im Verlaufe der Zeit ward ihr ein Kind geschenkt, ein Knäbchen, welches Thomas Charles getauft wurde, und sie war die glückseligste Mutter auf Erden. Sir Charles wartete die Taufe ab und kehrte dann nach Indien zurück, denn sein Urlaub war beinahe abgelaufen. Lady Kage begleitete ihn nicht. Er beobachtete die zärtlichste Rücksicht gegen sie, wie wenn sie eine seltene und zarte Pflanze gewesen wäre, da er wußte, daß sie noch nicht wieder kräftig genug sei, um die

Beschwerde einer solchen Reise ertragen zu können. Im Verlaufe des Jahres, sagte er, solle sie mit dem Kleinen und mit Charlotte nachkommen; und so schieden sie um einander in dieser Welt nie wieder zu sehn, denn Sir Charles starb sehr bald nach seiner Rückkehr nach Indien.

Lady Kage hatte seitdem von ihrem mageren Wittwen-Einkommen gelebt, das mit ihrem Leben aufhörte; sie widmete sich mit ungetheilter Liebe und Sorgfalt ihren beiden Kindern, ihrer Stieftochter und ihrem Sohne. Niemand als sie selbst und Dorothy, und vielleicht ihr liebevoller, sinniger Knabe, wußte, wie sie mit ihrem Einkommen gespart und sich alle Entbehrungen auferlegt hatte, um ihnen eine gute Erziehung zu geben und ihren Sohn auf die Hochschule zu schicken. Dorothy — ihrer jungen Herrin treu ergeben, wie mürrisch sie auch gegen alle Andern war, stets sparsam für sich sowohl als für Andere, für Zehn arbeitend — Dorothy rühmte sich, daß sie ihre Gebieterin ebenso gut und ausreichend bediene, wie wenn ihr ein Schwarm von helfenden Dienstboten zur Seite gestanden hätte.

So vergingen die Jahre und die Kinder wuchsen heran. Charlotte verheirathete sich und Thomas bereitete sich für den Gerichtshof vor. Als es den Anschein zu haben begann, daß Lady Kage endlich von ihrer Sorge ausruhen könne, fing ihre Gesundheit an zu wanken. Anfangs wurde selbst Dorothy nichts davon gewahr; die Entwickelung der Krankheit, welche die Aerzte einem Herzleiden zu-

schrieben, nahm jedoch schnellen Fortgang, und ihre Besorgniß erwachte, ohne daß sie schon große Unruhe gezeigt hätte. Die Reise nach dem gesunden Badeorte von Wales hatte sie auf die dringenden Bitten ihres Sohnes unternommen, in der Hoffnung, daß eine Luftveränderung sie wieder herstellen werde. Wie sorgenvoll und ängstlich Thomas sie jeden neuen Morgen betrachtete, suchte er allen Blicken zu verbergen, und er mußte sich im Herzen heimlich eingestehen, daß er keine große Verbesserung in ihrem Aussehen wahrnehme.

Wir müssen noch einen Augenblick zu der Zeit zurückkehren, wo Sir Charles Kage sich in London aufhielt. In seinem Hause sah man oft einen entfernten Vetter von ihm, Alfred Kage, dem er seine Officiers-Stelle gekauft und noch auf andere Weise geholfen hatte. Er war ein sehr schöner, feiner, junger Mann, gutmüthig und gehaltlos. Die ehrenwerthen Misses Gunse plauderten gern mit ihm, namentlich die jüngste, Caroline, die ebenso gehaltlos war wie er. Nach der empörenden Heirath von Sir Charles gab Lord Gunse strengen Befehl, daß der vertraute Umgang zwischen den beiden Familien sofort eingestellt werde. Dieß geschah; aber Lieutenant Kage und Caroline Gunse hatten eine wirkliche Zuneigung zu einander gefaßt; und etwa zwei oder drei Jahre später heirathete sie ihn, dem väterlichen Mißvergnügen trotzend. Sie hatten nichts als seinen Officiers-Sold; und für eine Person von Caroline Gunse's kostspieligen Geschmacksrichtungen konnte die

Ehe daher keine besonders glückliche genannt werden. Er lebte nur noch zehn Jahre nach der Vermählung, während welcher Zeit er Hauptmann geworden war, und hinterließ sie als Wittwe mit einem einzigen Kinde — Caroline, die damals noch kaum gehen gelernt hatte. Mrs. Kage, die ungeachtet ihrer Armuth den Adelstitel trug und nicht wenig stolz auf denselben war, zog sich nach Chilling, einem Städtchen oder vielmehr Dorfe an der Grenze von Wales, zurück, das wegen seiner schönen Lage und der Billigkeit seiner Wohnungen und Lebensmittel bekannt war, und ward dort ansässig. Sie hatte ihren Wittwen-Gehalt und dazu ein kleines Einkommen, das eine ihrer Schwestern ihr vermacht — im Ganzen etwa fünfhundert Pfund Sterling das Jahr. Ihr Kind, Caroline, war jetzt gerade siebenzehn Jahre alt, schöner als je ihre Mutter gewesen, und ebenso eigenwillig.

Es war merkwürdig, daß Mrs. Kage und Lady Kage dieses Jahr nach demselben Badeorte gekommen waren. Sie waren einander während der letzten dreißig Jahre hin und wieder begegnet; aber die alte Abneigung und Verachtung gegen die frühere Erzieherin, die sich so weit vergessen, daß sie einem Ritter des Bath-Ordens die Hand gereicht hatte, war noch nicht verschwunden. Die ehrenwerthe Mrs. Kage beobachtete eine schickliche Höflichkeit, wenn sie von Angesicht zu Angesicht mit ihr zusammen traf; aber sie nahm gewöhnlich ihre Zuflucht zu ihrem Riechfläschchen, wenn Lady Kage's Name ausgespro-

chen wurde, wie wenn derselbe Ansteckung mit sich gebracht hätte. Mrs. Kage war jetzt ein schmachtendes, kränkliches Wesen geworden, das ihr Leben gern auf dem Sofa, umgeben von Shawls und Wohlgerüchen, und in bequemem Nichtsthun zubrachte. Ihre angenommene Sanftmuth und erzwungen leise Stimme konnten im ersten Augenblick den Klügsten irreführen; aber es gab in dieser Welt voll Lug und Trug keine herzlosere, selbstsüchtigere, mehr dem eigenen Vortheil hingegebene Frau als Alfred Kage's Wittwe.

Es ist nicht schön, von einer Frau sagen zu müssen, sie sei wie aus List, Verstellung und künstlicher Einfachheit zusammengesetzt; doch muß dieß zur Steuer der Wahrheit von Mrs. Kage gesagt werden. Sogar bei dieser Badereise hatte sie es schlauerweise so einzurichten gewußt, daß sie auf anderer Leute Kosten dort angekommen war. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte sie die Reise gar nicht wagen können. Die beiden jungen Damen, die sie mitgebracht hatte — Sarah Annesley, das einzige Kind des Pfarrers von Chilling, und Millicent Canterbury, jüngste Tochter des reichen George Canterbury — hatten so reichlich und freigebig, namentlich die Letztere, ihren Antheil an den allgemeinen Ausgaben bestritten, daß Mrs. Kage's Kasse unangegriffen blieb, wie sie dieß beabsichtigt hatte. Sie hatte Mr. Canterbury mit scheinbar zärtlicher Besorgniß auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, daß seine jüngste und hübscheste Tochter eine

stärkende Seeluft genieße; sie hatte den alten Pfarrer Annesley versichert, daß dieselbe mehr als wünschenswerth für Sarah sei; die beiden jungen Damen waren leicht für ihre Ansicht gewonnen und die Badereise war möglich.

Sie kamen nach Little Bay, und Mrs. Kage war nicht sehr angenehm überrascht, als sie die Entdeckung machte, daß Lady Kage und ihr Sohn drei Tage vorher in demselben Orte von einem Häuschen Besitz genommen hatten. Mrs. Kage fügte sich jedoch so gut sie konnte in das Unvermeidliche, war höflich, aber launenhaft und geziert und hielt sich soviel wie möglich von Jenen fern. Sie hätte ohne Sorge sein können; Lady Kage war zu krank, um selbst ihre Gesellschaft zu suchen, aber Thomas, der keine Ahnung davon hatte, daß Mrs. Kage seine Mutter über die Achsel ansah oder mit Geringschätzung behandelte, wurde vertraut mit ihnen und war beständig in ihrem Hause. Wäre er zu bestimmen genöthigt gewesen, welche von beiden Frauen die höhere Stellung einnehme, so hätte er dieselbe in seiner Einfalt vielleicht Lady Kage zuerkannt. Wie ließ es sich da wohl erwarten, daß er Mrs. Kage's Geringschätzung seiner Mutter ahnen sollte?

Miß Annesley kam, wie wir gesehen haben, in den Garten hinaus und störte dieses gefährliche Beisammensein, indem sie die Gesellschaft hinein beschied. Auf dem Sofa ruhte Mrs. Kage mit Fächer und Riechfläschchen; sie war so eben aus einem ungewöhnlich langen Nachmittagsschlafe erwacht — eine kleine, zart=

gebaute Frau mit fahlem Gesicht und fahlem, strohfarbenem Haar. Auch die Wangen wären fahl gewesen, hätte nicht die Kunst ihnen täglich im Putzgemache einen lieblichen Rosenschimmer verliehen. Als die Gesellschaft ins Zimmer kam, nahm sie den Stöpsel aus ihrem Riechfläschchen und athmete den belebenden Geruch ein, indem sie mit sanfter Stimme zu dem Eintretenden sprach:

„Meine lieben Kinder, wie konntet Ihr nur so lange draußen in der Nachtluft bleiben? Haben Sie die jungen Damen dort aufgehalten, Thomas Kage?" fügte sie in etwas weniger freundlichem Tone hinzu.

„Das ist wohl möglich; und ich komme, um mich dafür auszanken zu lassen," antwortete er leichthin, in seinem herzlichen, aufrichtigen Tone. „Aber es ist ein warmer angenehmer Abend, Mrs. Kage, der selbst Sie hinauslocken könnte."

Mrs. Kage öffnete mit schmachtender Miene ihren Fächer und schien ihn nicht zu hören. Sie hatte die Gabe, taub zu werden, wenn es ihr angemessen schien.

Caroline ging ans Clavier. Er sang zuweilen mit ihnen oder stand am Clavier und hörte ihnen zu. Sie schaute jetzt nach ihm um.

„Nein, ich kann heute Abend nicht da bleiben, Caroline."

Hätte Caroline nicht das Gesicht abgewandt, so würde Mrs. Kage den Ausdruck getäuschter Erwartung in demselben gelesen haben, welchen diese Worte

ihr verurachten. Es sei spät, setzte er hinzu, und seine Mutter sei krank.

„Ganz recht, das versteht sich,“ sagte Mrs. Kage „Denken Sie nicht, daß Ihre Mutter sich vielleicht ein wenig zu sehr gehen läßt?“ fuhr sie fort, indem sie eine Pause machte, um ein paar Tropfen kölnischen Wassers aus ihrem Fläschchen um sich her zu schütten.

„Sich gehen läßt! Meine Mutter ließe sich gehen?“ erwiderte er höchst erstaunt. „Wenn Sie eine Vorstellung davon hätten, wie ernst sie es mit allen ihren Pflichten nimmt und wie getreu und ausdauernd sie in der Erfüllung derselben ist, so würden Sie das nicht denken. Meine große Sorge ist jetzt die, daß sie sich über ihre Kräfte anstrengt, nur weil sie sich ihrer Krankheit nicht hingeben will.“

„Wohl möglich,“ bemerkte Mrs. Kage mit sanfter Gleichgültigkeit, indem sie ihren Fächer wieder aufnahm. „Gute Nacht, also, da Sie doch gehen wollen.“

Als Mutter und Tochter sich bald darauf allein befanden, ergriff Erstere die Gelegenheit, in ihrer schmachtenden Weise die Bemerkung hinzuwerfen, daß sie eigentlich etwas zu viel Thomas Kage's Gesellschaft genießen, und sie möchte wohl wissen, warum er so häufig komme. Caroline lachte — ein erzwungenes Lachen. Die Worte schienen ohne irgend einen besondern Zweck gesprochen zu sein; aber sie war sich vollkommen bewußt, daß ihre Mutter ihr aus

der Tiefe ihrer kalten, hellen Augen einen scharfen, prüfenden Blick zuwarf.

„Was würdest Du dazu sagen, Mama, wenn ich Dir anvertraute, daß er um Leta's willen kommt?"

Mrs. Kage war durch diese Bemerkung, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, so in Erstaunen gesetzt, daß sie sich zu verstellen vergaß. Der Gedanke, Thomas Kage's Besuche mit Millicent Canterbury in Verbindung zu bringen, war ihr keinen Augenblick in den Sinn gekommen.

„Um Leta's willen?"

„Man kann seine Gedanken nicht unterdrücken, Mama. Es ist natürlich lauter dummes Zeug; es kann bei Thomas Kage's ärmlichen Aussichten nichts Anderes sein; aber ich bin mir ganz sicher darüber, daß sie eine kleine Vorliebe für einander hegen, namentlich Leta für ihn."

Carolinens hübsches Gesicht glühte etwas rosiger, indem sie, so sprechend, mit einem der Riechfläschchen ihrer Mutter spielte. Sie war sich des Betrugs, den sie übte, vollkommen bewußt; doch machte sie sich kein Gewissen daraus, da derselbe dazu diente, den Verdacht von ihr abzuwenden.

„Mein Himmel!"

„Und er wünscht uns Alle morgen auf dem Wasser zu fahren — Sarah, Leta und mich. Ich sagte es ihm zu; ich wußte, daß Du nichts dagegen haben werdest."

Mrs. Kage lehnte sich mit erleichtertem Gemüthe

im Sofa zurück. Hätte Caroline sich in einen Menschen verliebt, der kein Geld besaß, so wäre ihr dieß unerträglich gewesen, eine zweite Ausgabe ihres eigenen Schicksals; mit Leta Canterbury aber war es anders. Falls sie und Thomas Kage sich soweit vergessen konnten, daß sie Zuneigung für einander faßten, nun, so mußten sie dieselbe, so gut sie konnten, wieder loswerden.

„Ja," sagte sie, „ich habe nichts gegen Eure Wasserfahrt, wenn Sarah als Anstandsdame mitfährt und die See ruhig ist. Er versteht sich vermuthlich auf die Führung eines Bootes?"

Zweites Kapitel.

In Chilling.

An der Grenze von Wales, auf einem sanftem Abhange stand das stattliche Herrenhaus, welches als George Canterbury's Wohnsitz weit umher bekannt war. Wir gehen durch den offenen Park, die schönen Terrassen entlang, die breiten Stufen hinauf in die geräumige Hausflur.

Die Aussicht von den Fenstern war herrlich. Sonnige Thäler, geschützte Wäldchen, silberne Bäche, die murmelnd durch die moosigen Haine hinplätscherten, sanft vom Winde bewegte Bäume, Hügel, auf welchen Licht und Schatten beständig wechselten — eine Landschaft, die ein Gemüth von lebhafter Einbildungskraft an die blumigen Ebenen von Arkadien erinnern konnte.

In einem der zahlreichen Zimmer, die auf jeder Seite der Hausflur lagen, befand sich George Canterbury's älteste Tochter. Das Zimmer war von großen Verhältnissen, und sie sah in demselben wie eine Königin aus. Ihr schimmerndes seidenes Kleid lag,

wie sie schlank und aufrecht, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, eine ihr eigene Haltung, vor dem Fenster stand, in einer langen Schleppe am Boden. Sie war groß für ein Mädchen, und hatte ein hübsches Gesicht mit einem Ausdrucke von Kraft und wohl geformten Zügen; ihr Haar war blauschwarz und ihre Augen dunkelgrau. Die Landschaft, auf die sie hinausschaute, war keine freundlich grüne Sommerlandschaft; nah und fern erblickte ihr Auge nichts als eine große, fleckenlose, weiße Schneeebene. Die Januarsonne schien hell und die frohen Rothkehlchen zwitscherten in den schneebeladenen Bäumen.

„Ich glaube, wir bekommen Thauwetter," bemerkte sie, zu ihrer Schwester Jane sprechend, die am Tische saß und schrieb.

Jane Canterbury schaute von ihrem Schreibpulte auf. „Ich hoffe nicht. Ich kann das Thauwetter nicht leiden."

„Ich auch nicht; aber es ist ein Uebel, das auf den Schnee folgen muß, und je eher es vorüber ist, desto besser."

„Hast Du mir etwas an Lydia aufzutragen?"

„Nein, nichts als Grüße. Ich habe gestern an sie geschrieben."

Jane Canterbury tauchte ihre Feder in die Tinte, schrieb jedoch nicht sogleich weiter. Sie schaute nochmals zu ihrer Schwester auf.

„Es scheint mir, daß ihre Weigerung, uns zu Weihnachten zu besuchen, einen unangenehmen Eindruck auf Papa gemacht hat."

„Einen unangenehmen Eindruck? Wie meinst Du das?“ fragte Miß Canterbury. „Sie konnten es nicht ändern. Er war zu krank, um zu kommen.“

„O ja, natürlich. Papa tadelt sie nicht. Er fing gestern Abend davon zu sprechen an, während Du im Pfarrhause warst, und sagte, daß diese Störung in unserer gewohnten Weihnachtsversammlung ihm wie ein Vorzeichen einer Störung in den Familienverhältnissen aussehe.“

„Eine Störung begann gewissermaßen von dem Jahre an, wo wir Mama verloren, als Edgar starb,“ bemerkte Miß Canterbury in dem leisen Tone, in dem sie sich gewöhnt hatte, den Namen ihres todten Bruders auszusprechen.

„Ich sagte dieß fast mit denselben Worten zu Papa,“ erwiderte Jane, „und er fing ein wenig zu weinen an. Ich glaube — ich fürchte —“

„Was glaubst und fürchtest Du, Jane?“ fragte Miß Canterbury verwundert, denn Jane hatte den Satz nicht geendet.

„Nun, ich kann nicht umhin zu fürchten, daß Papa nicht mehr so stark ist, wie sonst,“ war Jane's Antwort, die sie jedoch mit ziemlichem Widerstreben gab. „Geistig, meine ich; nicht etwa in Bezug auf seine körperliche Gesundheit.“

Miß Canterbury erwiderte nichts. Sie, die selber einen so klaren kräftigen Verstand, Wahrnehmungsgabe und ein so scharfes, gesundes Urtheil besaß, konnte, wie pflichtgetreu und kindlich sie ihn auch liebte, nicht darüber in Unwissenheit sein, daß

Mr. Canterbury's Verstand sein Leben lang nicht weit gereicht hatte. Sie beugte sich vor, wie wenn etwas in der Landschaft ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nähme, und ehe das Schweigen wieder gebrochen wurde, trat Millicent, zum Ausgehen gerüstet, ein.

„Wohin gehst Du, Leta?" fragte die ältere Schwester in befehlendem Tone.

„O, nach fünfhundert Stellen."

„In diesem Schnee?"

„Als ob der Schnee mir schaden könnte, Miß Canterbury! Ich spaziere besonders gern im Schnee."

„Wirklich, mein Fräulein? Ich hoffe, Du hast wenigstens gute Schneeschuhe angezogen?"

Leta hielt lachend einen Fuß in die Höhe, um zu zeigen, wie dick ihre Schuhe seien. Sie hatte einen hübschen veilchenblauen Hut mit weißer Blonde aufgesetzt, der dem feinen zartwangigen Gesicht mit den hellbraunen Augen besonders gut stand. Ihr Kleid war ebenfalls von einem weichen, veilchenblauen Stoffe, und ihre schwarze Sammt-Mantille mit einem seltenen Pelzwerk besetzt.

„Und welches sind die fünfhundert Stellen?"

„Wie wenn ich sie alle herzählen könnte!" entgegnete Leta leichthin. „Zuerst zum Pfarrhause, und dann nach der Schule, und dann zu Mrs. Kage und dann — ich glaube, Papa hat etwas an den alten Fry zu bestellen," unterbrach sie sich; „ich will ihn fragen. Adieu."

„Du mußt zum Gabelfrühstück wieder da sein, Leta.“

„O ja, wenn ich kann. Wo nicht, so schneide mir ein Stückchen Butterbrod.“

Leta schloß die Thür und ging über die Flur nach ihres Vaters Arbeitszimmer. George Canterbury — ein großer, magerer, blonder Mann, etwas über die ersten sechziger Jahre alt — saß lesend mit der Brille bewaffnet vor dem Kaminfeuer. Sein braunes Haar wurde sehr dünn, ja, die Wahrheit zu gestehen, er hatte schon eine Glatze, und die Krähenfüße an den äußern Winkeln der Augen wurden sehr bemerkbar. Alles dieß verdroß Mr. Canterbury; er war sein Leben lang ein eitler Mann gewesen und blieb dieß wahrscheinlich bis zu seinem Ende. Das magere Gesicht war noch immer schön, obgleich dasselbe keinen besonders scharfen Verstand verrieth. Nase und Mund waren sehr schön geformt, aber die Stirn wich stark zurück. Seine Töchter Jane und Millicent hätten ihm sehr ähnlich gesehen, falls er nicht diesen letzteren Makel gehabt, der ihre Gesichter nicht beeinträchtigte.

„Papa, hast Du nicht eine Bestellung an John Fry für mich?“ fragte Leta.

„Nein, liebes Kind, jetzt nicht,“ erwiderte Mr. Canterbury, indem er die Zeitung, in der er gelesen, fortlegte und seine wohlwollenden blauen Augen seiner Tochter zuwandte. „Ich habe Neel zu ihm gesandt.“

„O, gut. Das ist dann ein Gang weniger für mich.“

„Du gehst doch nach dem Pfarrhause, um Dich nach dem Befinden des armen alten Mannes zu erkundigen, Millicent?“

„Dorthin geht ich zuerst, Papa.“

„Ganz recht, mein Kind. Und falls er nach irgend etwas Verlangen hat — vielleicht Weintrauben oder —“

„O Papa, Miß Canterbury sieht nach all dergleichen, wie Du weißt,“ sagte Leta, ihn unterbrechend.

Sie hatten die Gewohnheit, die ältere Schwester scherzweise „Miß Canterbury“ zu nennen.

„Ja, das hoffe ich. Ich denke, ich will in einer kleinen Weile selber einmal zu ihm gehen; es liegt nicht sehr viel Schnee zwischen unserem und dem Pfarr-Hause. Sage ihm, daß ich kommen werde.“

Nachdem sie alle ihre übrigen Besuche gemacht, wandte Leta ihre Schritte Mrs. Kage's Hause zu, — einer niedlichen kleinen Villa mit hübschen Glasthüren. Caroline sah sie kommen und lief, ohne den Schnee zu beachten, den sie im Vorübereilen in großer Menge von den Lorbeerbüschen streifte, ihr entgegen. Ihre dunkelblauen Augen glänzten lebhaft und ihre Wangen blühten wie eine Julirose.

„Welche gute Fee führt Dich hierher, Leta?“

„Diese Fee bin ich selber, Caroline. Warum?“

„Er ist hier!“ flüsterte Caroline.

„Wer?“

„Wer? Als ob Du das zu fragen brauchtest. Er kam gestern in Geschäften nach Aberton, und spazierte heute Morgen zu Fuß hier heraus.“

Mit einem plötzlichen Erglühen der Wangen, einem heftigen Jagen und Pochen des Blutes in allen Adern und Pulsen, mit einem süßen Gefühle unaussprechlicher Seligkeit, wie wenn sich plötzlich der Himmel ihr geöffnet, stand Millicent einen Augenblick sprachlos da. Caroline lachte. Sie hatte vor kaum einer Stunde bei Thomas Kage's unerwartetem Erscheinen dieselbe Gemüthsbewegung gehabt; und sie mißdeutete diese Anzeichen nicht bei einer Andern.

In späteren Jahren bildete diese kalt berechnete Falschheit, die sie gegen Millicent Canterbury ausgeübt hatte, einen der quälendsten Gedanken, die ihr Gewissen marterten. Seit jenem Abend in dem Badeorte, wo wir zuerst ihre Bekanntschaft machten, und wo sie ihrer Mutter jenen lügnerischen Wink gegeben, hatte Caroline es sich angelegen sein lassen, nach junger Mädchen Weise, Leta mit Thomas zu necken. „Er liebt Dich,“ flüsterte sie ihr beständig zu, Millicent erröthete tief und hatte keine Ahnung davon, daß sie absichtlich hintergangen wurde.

Eine wichtige Geschäftsangelegenheit hatte Mr. Kage nach Aberton, einer Stadt etwa drei englische Meilen von Chilling, geführt, und er benutzte die Gelegenheit, um nach letzteren Orte hinauszuspazieren.

Auf dem Wege dorthin, der ihn in Carolinens Nähe bringen sollte, erschien ihm der schneebedeckte Pfad als ein weicher Sammtteppich. Wie sein Herz sich an ihrem Bildnisse geweidet, seit sie im Herbste von einander geschieden, hätte er um Nichts in der Welt verrathen. Mrs. Kage, die den Besuch als eine ganz gewöhnliche Höflichkeit aufnahm und denselben ausschließlich dem Zufalle zuschrieb, daß Thomas Kage sich eben in der Nachbarschaft befand, im Vertrauen, daß ihre Tochter ihn mit derselben Gleichgültigkeit betrachte, empfing ihn höflich, und es gelang ihr sogar, sich mit anscheinender Theilnahme nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen.

Sie saß, als Millicent eintrat, bequem zurückgelehnt auf dem Sofa, den sie vor das Kaminfeuer hatte ziehen lassen; hinter ihrem Rücken befand sich ein weiches, gesticktes seidenes Kissen, ein anderes an ihrer Seite; ihre Riechfläschchen lagen auf einem neben ihr stehenden niedlichen Kaffeetischchen, auf dem ferner in einer Untertasse eine Räucherkerzchen brannte, welches das Zimmer mit einem Geruch erfüllte, wie ihn die römische Kirche liebt. Thomas Kage, der, den Elbogen auf den Kaminsims stützend, am Feuer stand, kam Millicent mit ausgestreckter Hand entgegen. Sie reichte ihm die ihre mit erröthendem Gesicht und stand schüchtern und schweigend da.

„Es freut mich außerordentlich, Sie zu sehen," sagte er in dem ihm eigenen herzlichen, aufrichtigen Tone, denn er hegte eine große Freundschaft für

Millicent. „Ich bin nur auf eine Stunde herausgekommen.“

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, Miß Millicent,“ sagte Mrs. Kage, nachlässig mit der Kette ihres Glases spielend. „Kamen Sie etwa, weil Sie wußten, daß Mr. Kage hier sein werde?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte Millicent mit Nachdruck und hell weinend vor Verwirrung über die unerwartete Beschuldigung. „Ich glaubte nicht — ich wußte durchaus gar nichts von Mr. Kage. Ich kam, um mir meine Lieder zu holen.“

Thomas lachte über ihren Eifer, ohne jedoch zu ahnen, daß Grund für denselben vorhanden sei. Caroline warf ihrer Mutter einen bedeutsamen Blick zu, wie um ihr zu verstehen zu geben, daß sie Millicent's heftigem Leugnen keinen Glauben schenke. Leta wandte ihr glühendes Gesicht dem Clavier zu und stand von den Uebrigen abgewendet.

„Kann ich die Lieder mitnehmen, Caroline?“ fragte sie, einige Blätter berührend, die auf dem Clavier lagen. „Olive beschuldigt mich, sie Dir geliehen zu haben, damit ich sie selber nicht zu üben brauche; sie weiß, wie unausstehlich mir diese schweren Stücke sind.“

„Ich glaube nicht, daß Sie sehr viel Anlage zur Musik haben, meine liebe Miß Millicent,“ bemerkte Mrs. Kage, die dünne weiße Hand mit den funkelnden Ringen erhebend. „Es ist dieß eine große Gabe, besonders in der Familie Gunse zu Hause, wie ich wohl sagen darf, denn wir besaßen sie

Alle in hohem Grade, wie Ihre Mutter," fuhr sie fort, Thomas Kage anschauend, „wohl wußte, als sie bei Sir Charles Erzieherin war. Caroline hat diese Gabe von mir."

„Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht die geringste Anlage zur Musik habe," sagte Leta unverhohlen, indem sie ihr offenes, ehrliches Gesicht einen Augenblick zu ihnen umwandte. „Alles was ich davon verstehe, hat man mir geradezu eintrommeln müssen."

„Gerade wie Miß Carr es zu der Zeit, von der ich spreche, der Charlotte Kage einzutrommeln genöthigt war," murmelte die Dame. — „Bitte, setzen Sie sich doch, liebe Millicent. Wie befindet sich unser lieber Mr. Canterbury?"

„Ganz wohl, ich danke Ihnen," antwortete Millicent. „Mit Mr. Annesley geht es schlimmer. Sarah ist in großem Kummer."

Die Pause entstand aus der Erinnerung an etwas, das sie soeben im Pfarrhause über Mrs. Kage gehört hatte. Sarah Annesley hatte sie falsch und hinterlistig genannt, und Millicent, die stets voll Rücksicht und Zartgefühl für Andere war, fühlte sich Mrs. Kage gegenüber so schuldig, wie wenn sie jene Beschuldigung selber gegen sie ausgesprochen hätte.

„Wir hörten, es gehe nicht gut mit ihm. Aber er ist fünfundsiebenzig Jahre alt, wie Sie wissen, und seine Zeit vermuthlich abgelaufen. Selbst die Pfarrer können nicht ewig zu leben erwarten. Nicht wahr, Thomas?"

„Allerdings nicht, Mrs. Kage; und dieß sollte Niemand besser wissen, als Mr. Annesley. Nach Allem, was ich von seinem vortrefflichen, demuthsvollen, nützlichen Leben gehört habe, sind wohl Wenige besser auf den Tod vorbereitet, als er.“

Mrs. Kage warf ihre Blicke zu dem Sprechenden hinüber — Blicke, in deren Tiefe eine schlaue Neugierde lauerte.

„Wo haben Sie etwas über den alten Annesley gehört? O, ich vergaß — von seiner Tochter natürlich.“

„Nein, Mrs. Kage; ich hörte schon lange ehe ich vorigen Herbst mit seiner Tochter bekannt wurde, vom Pfarrer Annesley, wie meine gute Freundin ihn stets nannte. Ich meine Mrs. Garston.“

„Der taube alte Plagegeist!“ hauchte Mrs. Kage leise vor sich hin. „Ich gebe Ihnen meine Versicherung, Thomas, daß der halbstündige Besuch, den ich jener vorsündfluthlichen Erscheinung in Little Bay machte, mir auf drei Tage meine Nerven erschütterte. Caroline weiß dieß sehr wohl, und Sie, meine liebste Millicent Canterbury, wissen es ebenfalls. Welcher Unstern ihr den Weg nach demselben Badeorte wies, den ich gewählt hatte, vermag ich mir nicht zu denken.“

„Mrs. Garston kam nach Little Bay, weil meine Mutter dort war.“

„O!“ sagte Mrs. Kage in eisigem Tone. „Wie Sarah Annesley Tag für Tag zu ihr gehen und stundenlang bei ihr sitzen und dieß überleben konnte,

ist mir ein Räthsel. — Bitte, schrauben Sie diesen Stöpsel für mich ab, Thomas, meine Finger sind nicht stark genug dazu."

Thomas Kage nahm das ihm mit schmachtender Geziertheit hingereichte Riechfläschchen aus ihrer Hand, schraubte den Stöpsel ab, und gab es ihr zurück. Sie goß ein paar Tropfen der scharfen Flüssigkeit auf den Teppich. Unter solchem Gespräch vergingen etwa zwanzig Minuten, während welcher das kleine Wohnzimmer Dreien der Anwesenden als ein wahres Paradies erschien.

Millicent, die in ihrer Befangenheit nicht länger zu bleiben wagte, verabschiedete sich. Mr. Kage ging, ihr die Thür zu öffnen und begleitete sie dann durch den kleinen Garten bis an das offene Pförtchen.

„Wenn ich das nächste Mal wieder nach Aberton komme, hoffe ich die Ehre zu haben, den Misses Canterbury meine Aufwartung zu machen," sagte er, ihr zum Abschied die Hand reichend. „Ich schäme mich, dieß nicht schon heute zu thun, aber die Zeit ist mir zu kurz zugemessen."

„So kehren Sie bald nach Aberton zurück?"

„Sobald ich in dem Pfarrhause gewesen bin. Ich bin genöthigt, dort vorzusprechen, wie wenig Zeit mir auch dazu bleibt, denn ich versprach Mrs. Garston, ihr Nachricht über Mr. Annesley's Befinden zu bringen."

„Wollen Sie sie freundlichst von mir grüßen?" sagte Millicent sanft. „Ich halte sie, ungeachtet

ihrer Eigenthümlichkeiten, für eine sehr schätzenswerthe alte Dame."

„Das ist sie, gewiß."

„Und ich möchte Sie auch Ihre Mutter bestens zu grüßen bitten."

„Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen also."

„Vielleicht kommen Sie nicht noch einmal!" sagte Leta zögernd, indem sie ihr liebliches, schüchtern fragendes Gesicht zu ihm wandte.

„Gewiß werde ich wiederkommen, und zwar sehr bald. Die Angelegenheit, in der ich dießmal nach Aberton kam, muß mich bald wieder herführen, und ich werde versuchen, mir die Zeit etwas reichlicher zuzumessen. Leben Sie wohl, liebe Miß Canterbury!"

Er hob den Hut zum Abschiedsgruße, und Millicent ging mit ihren Liedern und einem frohen Herzen voll Sonnenschein ihres Wegs.

Drittes Kapitel.

Bei Lady Kage.

Getrennt von den hohen, anspruchsvoll sich spreizenden Gebäuden London's stehen zwei kleinere und freundlichere Häuser, jedes mitten in dem zu ihm gehörigen Garten, und fast unmittelbar unter den Fittichen des adelichen Paradies-Square. Diese beiden Häuser waren hinter den sie umgebenden zurückgeblieben. Sie hatten ein gewisses einfaches, altes, gesetztes Aussehen, das ohne Zweifel mit ihren Bewohnern, welche sie schon seit vielen Jahren, ehe noch an die vornehmen Squares und Terrassen gedacht worden war, inne hatten, im Einklange stand. In dem einen wohnte Mrs. Garston, in dem andern Lady Kage. Mrs. Garston blieb in dem ihrigen, weil sie sich an dasselbe gewöhnt hatte; ihr Vermögen brachte ihr etwa dreitausend Pfund Jahreseinkommen, das Haus stand durchaus nicht im richtigen Verhältnisse dazu, doch hätte sie sich um keinen Preis desselben entäußert. Sie hielt sich sechs Dienstboten und dazu einen Kutscher für ihren großen ver-

schlossenen Wagen. Indessen haben wir jetzt nicht mit Mrs. Garston zu thun, sondern mit Lady Kage.

Ihrer Mittel haben wir bereits Erwähnung gethan — dieselben bestanden, Alles in Allem gerechnet in wenigen hundert Pfund Sterling, und nahmen bei ihrem Abscheiden ein Ende. Thomas Kage verdiente ein wenig mehr, als er zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nöthig hatte, und gab diesen geringen Ueberschuß seiner Mutter. Sie hatten ursprünglich nur zwei Dienstboten gehalten, jedoch seit Lady Kage's Leiden sich verschlimmert, noch ein Mädchen dazu genommen, damit Dorothy sich ganz der Pflege ihrer Herrin widmen könne.

Es ist sieben Uhr in London an einem Januarabend, der sich durch zwei nicht seltene Uebelstände der Londoner Straßen auszeichnet, — nämlich Thauwetter und Nebel. Thomas Kage, der, so eben von jenem flüchtigen Besuche in Aberton zurückkehrend, mit seiner kleinen schwarzen Reisetasche vor dem Hause seiner Mutter aus dem Wagen sprang, fand den Abend so unbehaglich, wie ihm nur einer in London vorgekommen war. Ins Eßzimmer eintretend, wo er seine Mutter vorzufinden erwartete, fiel ihm deren leerer Lehnstuhl sogleich als eine schlimmes Zeichen in die Augen.

„Wo ist meine Mutter?" fragte er das herbeieilende Stubenmädchen.

„Mylady befindet sich nicht ganz wohl, Sir," antwortete diese. „Sie ist den ganzen Tag auf

ihrem Zimmer geblieben. Dorothy meint, es sei das häßliche Wetter, das ihr nicht zusage. Und, o, Sir," fügte das Mädchen hinzu, wie er der Treppe zueilte, „Mrs. Garston schickte ihren Diener herein und ließ Sie bitten, doch sogleich zu ihr zu kommen, sowie Sie zurückkehrten."

Lady Kage befand sich in einem kleinen Wohnzimmer im oberen Stock, dem ein helles Kaminfeuer und zwei brennende Wachskerzen ein freundliches, wohnliches Aussehen verliehen; sie trug ein weißes Spitzenhäubchen, und ihr zartes, sanftes Gesicht erhellte sich beim Eintritte ihres Sohnes — ihres guten, edlen, zärtlichen Sohnes, der ihr sein Leben lang nie auch nur den kleinsten Verdruß gemacht hatte. Er küßte seine Mutter liebevoll und setzte sich dann an ihrer Seite nieder.

„Was giebt es Besonderes, daß meine Mutter heute Abend hier oben sitzt?" fragte er in leichtem, fast scherzendem Tone; denn er wußte, daß jede Kundgebung des Mitleidens und der Besorgniß die Nerven seiner Mutter nur noch mehr erschütterte.

„Mir ist heute das Athmen so schwer geworden, Thomas."

Und indem sie sprach, ward er gewahr, daß sie kürzer athmete, als je. Dieß gefiel ihm nicht.

Er zog seinen Stuhl an das Feuer, schalt ein wenig über den Nebel, der dick genug sei, um jeden Gesunden zu ersticken, und über den tiefen Straßenschmutz, und ging dann zu seiner so eben zurückge-

legten Reise und deren Zweck über, mit dem Lady Kage bekannt war.

„Glaubst Du, daß die Sache Dir gelingen wird, Thomas?“

„Ja. Doch werde ich die Reise deßhalb noch mehr als einmal wiederholen müßen.“

„Und ist Mrs. Kage ganz wohl — und Caroline?“

„Mrs. Kage blüht wie eine Rose und umgiebt sich mit mehr Wohlgerüchen und Ziererei als je.“

„Thomas!“ sagte seine Mutter mit einem tadelnden Lächeln.

„Nun, das ist keine Verleumdung.“

„Sahst Du Caroline?“

„Und Millicent Canterbury ebenfalls. Sie trug mir Grüße an Dich auf.“

„Du hättest den Canterburys Deine Aufwartung machen sollen, Thomas.“

„Dann hätte ich heute noch nicht zurückkommen können, und es war mir daran gelegen, Dich nicht zwei Nächte allein zu lassen, Mütterchen. Ich sah Mr. Canterbury im Pfarrhause und versprach, ihn das nächste Mal zu besuchen.“

Dorothy kam bei diesen Worten in ihrer gewöhnlichen Weise herein und meldete ihm, daß sein Mittagessen unten auf ihn warte, es sei nichts, als Hammelbraten und Kartoffelmus, setzte sie hinzu, denn sie habe nicht gewiß gewußt, ob er heimkommen werde. Thomas Kage eilte mit zufriedener Miene zu der Mahlzeit hinunter, denn er war in aller Ein-

fachheit erzogen, und ging dann, sich des Wunsches seiner alten Nachbarin erinnernd, in das Haus nebenan.

Mrs. Garston befand sich in ihrem Besuchzimmer: eine hoch gewachsene, fast taube alte Dame, mit kräftigen grauen Augen, großen Gesichtszügen und reizbaren Gemüthe. Ihr Kleid, von schwerer weißer Seide mit einem bunten Blumenmuster, lag in steifen Falten um sie her, und ihr Kopfputz war von schwarzen Sammet und weißen Perlen – Alles nach alter Sitte, wie sie selber. Sie hatte von Mrs. Kage's Rückkehr vernommen und seitdem, ihn erwartend, steif und aufrecht in ihrem Lehnstuhl dagesessen; ihr Stock mit dem goldenen Knopfe, auf den sie sich beim Gehen stützte, lag wie gewöhnlich an ihrer Seite; sie nahm denselben, als Thomas Kage eintrat, in die Hand, und fing an damit auf den Teppich zu klopfen, ein Zeichen, daß sie sich in keiner besonders angenehmen Laune befand.

„So! Da bist Du also, wie? Du hast Dir Zeit gelassen.“

Thomas Kage errieth den Sinn des Gesagten, denn die Worte selbst waren ganz unverständlich. Mrs. Garston war achtzig Jahre alt und zahnlos, und sie hätte diesen Verlust ebenso wenig künstlich ersetzt, als sie sich die schändlichste Erfindung des Teufels zu Nutze zu machen im Stande gewesen wäre. Ohne die Unbehaglichkeit des Zähneeinsetzens in Betracht zu ziehen, erschienen ihr falsche Zähne als eine der neuen Sünden der Welt.

Er faßte ihre Hand, indem er sich neben ihr

niedersetzte und blickte mit seinen guten, ehrlichen dunkeln Augen freundlich in ihre scharfen, stahlgrauen. Er erzählte ihr mit langsamen, deutlich ausgesprochenen Worten, die sie wohl verstand, daß er ein Weilchen bei seiner Mutter gesessen, die er sehr unwohl vorgefunden, und dann erst nach seiner langen Reise zu Mittag gegessen habe, ehe er zu ihr gekommen; dieß entwaffnete ihren Groll.

„Ist es etwas Neues, das Deine Mutter leidend macht?“

„Sie athmet mit großer Mühe,“ sprach Thomas in ihr Ohr, „und sie scheint heute Abend in sehr gedrückter Stimmung zu sein. Dorothy meinte, es sei die Wirkung des Wetters; ich hoffe dieß kaum.“

Mrs. Garston stieß heftig mit dem Stocke auf den Boden — was Thomas Kage einigermaßen unbequem wurde, denn sie traf seinen Fuß statt des Teppichs.

„Ich möchte wissen, wozu es eigentlich Nebel giebt!“

„Das wäre schwer zu sagen.“

„Sie sind ein Gräuel; sie erschweren allen Leuten das Athmen; sage Deiner Mutter, ich lasse ihr dieß sagen. Als ich heute im verschlossenen Wagen eine Stunde lang um den Square herumfuhr — denn ich wollte dem Kutscher in einem solchen Nebel nicht erlauben, sich weiter fort zu wagen — erstickte ich fast in der Feuchtigkeit und dem Nebel. Ich erstickte beinahe, sage ich Dir, Thomas. Und Jemand, der überhaupt an kurzem Athem leidet, muß dieß natür-

lich noch mehr fühlen, als ich. Sage dieß Deiner Mutter, hörst Du?"

„Ich werde gewiß nicht verfehlen, es ihr zu sagen," erwiderte Thomas, der Mrs. Garston kannte.

„Erlaube ihr nicht, wegen eines nichtswürdigen Nebels schwermüthig zu werden. Eine gedrückte Stimmung ist für alle Leute nicht gut, aber für Lady Kage ist sie geradezu Gift. Ich, für meinen Theil, möchte auch kein Herzleiden haben, obwohl das, was man gewöhnlich Herzleiden nennt, meistens nur von den Nerven und der Einbildung herkommt. — Hast Du den Pfarrer Annesley gesehen?"

Thomas Kage bejahte die Frage und sagte ihr, wie er über den Zustand des alten Geistlichen denke. Die beiden alten Leute waren in ihrer Jugendzeit eng befreundet gewesen.

„Also Du hast jene Kages besucht!" bemerkte die offenherzige alte Dame, nachdem sie, in Erwiderung auf ihre vielfältigen Fragen, verschiedene Neuigkeiten herausgefischt hatte. „Das hätte ich nicht gethan. Sie sind es nicht werth, Thomas."

„Nicht werth, Mrs. Garston?"

„Nein, nicht werth!" wiederholte sie in gereiztem Tone. „Warum widersprichst Du mir? Die Mutter ist nichts als Anmaßung und Heuchelei, und was die Tochter betrifft — so ist der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen. Da hast Du mein Urtheil."

Thomas Kage lächelte nur als Erwiderung auf ihren zornigen Blick.

„Sie verdienen nicht, denselben Namen zu tragen,

den Deine Mutter führt; nein, selbst nicht den Deinigen, Thomas, wenn Du Dich vernünftig beträgst. Ich habe die Gunses gekannt. — Welch eine Art von Versorgung hat Philipp Annesley für seine Tochter veranstaltet?"

„Ich weiß nicht. Ich habe nichts darüber gehört." Mrs. Garston brummte; sie nahm es stets sehr übel, wenn sich der Befriedigung ihrer Neugier etwas entgegenstellte. Thomas Kage verringerte ihr Mißvergnügen nicht durch die Frage, ob sie von Barnaby Dawkes gehört habe.

„Sei so gut und laß mich mit Barnaby zufrieden," schrie die alte Dame, indem sie drohend ihren Stock ergriff; „ich will mir's nicht von Dir gefallen lassen, Thomas Kage. Er hat die unerhörte Dreistigkeit gehabt, mir heute einen Brief zu schicken, in dem er sagt, er werde genöthigt sein, den Dienst zu verlassen und sich für zahlungsunfähib erklären zu lassen, falls ich nicht seine Schulden bezahle. Wie gefällt Dir diese Frechheit?"

„Es ist sehr unrecht von ihm, natürlich," murmelte Thomas. „Aber wenn Sie ihn dießmal frei machten, bliebe er es vielleicht für die Zukunft."

„Und was geht es Dich an, wenn ich fragen darf, daß Du auf seine Seite trittst?" entgegnete sie. „Bist Du wa mit Barby Dawkes im Bündnisse?"

„Ganz gewiß nicht. Ich kenne Hauptmann Dawkes kaum. Ich habe ihn kaum dreimal im Leben gesehen."

„Und das ist dreimal zu oft. Halte Du Dich fern von ihm, Thomas Kage, Du könntest sonst von seinem Hange zum Schuldenmachen angesteckt werden. Er ist ein eitler Narr, Barby Dawkes, und bringt all seine Mußezeit in Billardsaale zu. Er gefällt mir nicht, — und Keziah gefällt mir nicht. Voriges Jahr Schulden, dieß Jahr Schulden, nächstes Jahr Schulden, und dann kommt er zu mir, damit ich sie für ihn bezahle! Warum macht er sie?"

Sie heftete bei dieser Frage ihre scharfen Blicke so fest auf Thomas Kage, daß dieser nicht umhin konnte, ihr etwas zu antworten. Er sagte, er wisse wirklich nicht, warum Hauptmann Dawkes Schulden mache.

„Und ich ebenso wenig," sagte Mrs. Garston. „Aber ich kann Dir Eins sagen, Thomas Kage, er wird Einmal zu oft Schulden machen. Da, — das magst Du in Dein Tagebuch einschreiben, damit es Dich eines Tages an meine Worte erinnert."

Thomas Kage schrieb es nicht in sein Tagebuch ein, ja kaum in sein Gedächtniß; aber es sollte ein Augenblick kommen, wo er sich der Worte mit Schaudern erinnerte, denn die Prophezeiung sollte sich in fürchterlicher Weise erfüllen.

„Wie kommt's, daß Charlotte sich nicht bei ihrer Mutter sehen läßt?" fuhr Mrs. Garston in aufgebrachtem Tone fort. „Lady Kage sagte mir gestern, sie habe sie seit einer Woche nicht gesehen."

„Charlotte kann jetzt nicht ausgehen; sie ist immer sehr leidend, wie Sie wissen, wenn sie ein Kleines erwartet.“

„Nichts als Kinder! Wie viele wird sie haben, wenn das nächste da ist?“

„Neun.“

„Neun!“ wiederholte Mrs. Garston mit aufgehobenen Händen. „Warum schaffen die Leute sich so viele Kinder an? Was können sie ihnen nützen?“

„Das kann ich wahrlich nicht sagen,“ sagte Thomas lachend. „Ich habe keine.“

„Und schaffe Dir auch keine an,“ rieth ihm die alte Dame. „Heirathe Du nicht, mein Sohn; es ist besser für Dich, unvermählt zu bleiben. Ein Mensch, der heimkommen kann zu einer Mutter, wie die Deine, und mich zur Nachbarin hat, um sich auszuplaudern, besitzt Alles, was er vernünftigerweise begehren kann. Das Heirathen bleibt im besten Falle eine Lotterie, denn ich will mich peitschen lassen, wenn der klügste Mann ein Mädchen eher zu beurtheilen im Stande ist, als bis er sie ein für allemal an sich gekettet hat. Und die Kinder werden nur zu häufig Taugenichtse, wie Barnaby Dawkes.“

„Was nicht zu wünschen wäre,“ dachte Thomas.

„Ich habe Charlotte einmal über das andere vor dieser Heirath gewarnt,“ fuhr Mrs. Garston fort, „und ihr gesagt, daß Leute, die wenig Geld haben, stets mit einem Schwarm von Kindern heimgesucht werden. Sie achtete nicht auf mich, und was ist die Folge? Mache Du Dich also nicht

ebenfalls lächerlich, Thomas. Barnaby Dawkes — Wer kommt mit einem solchen Lärm an? — Das möchte ich wissen.“

Der Lärm war ein so heftiges Klopfen und Schellen an der Hausthüre, daß es sogar bis an die Ohren der alten Dame drang. Der Diener kam herein, und sah etwas verstört aus, wie er zu Mr. Kage sprach:

„Eins von Ihren Mädchen ist da, um Ihnen zu sagen, Sir, daß Mylady sich schlechter befindet — und ob Sie nicht so gut sein wollen, zu ihr zu kommen.“

Thomas Kage drückte seiner alten Freundin hastig zum Abschiede die Hand und war längst aus dem Hause, ehe diese in ihrer ungeduldigen Aufregung noch ein Wort von dem begriffen hatte, um was es sich handelte.

Lady Kage lag in einem Zustande der Bewußtlosigkeit da, und es ward ärztliche Hülfe herbeigerufen. Der Anfall erwies sich als eine lange Ohnmacht; doch ehe der Arzt sich verabschiedete, hatte Thomas Kage von ihm erfahren, daß das Ende aller Wahrscheinlichkeit nicht lange mehr ausbleiben könne. Die Nachricht war ein fast überwältigender Schlag für ihn. Er hatte allerdings schon seit einiger Zeit gewußt, daß die Krankheit einen unglücklichen und wahrscheinlich einen plötzlichen Ausgang nehmen werde, doch hatte er denselben nicht so bald erwartet. So ist es gewöhnlich im Leben. Schon so bald! so bald! Er saß mit wundem Herzen an ihrer Seite; nur mit der größten

Selbstbeherrschung konnte er über seinen Schmerz Herr werden.

Lady Kage war fast ebenso gut mit der Wahrheit bekannt, wie er selber und seine Gemüthsbewegung entging ihr nicht. Sie schien sich völlig erholt zu haben und saß, wie wenn nichts vorgefallen wäre, in ihrem Lehnstuhle, so lange, wie möglich das Bett meidend, denn das Gefühl des Erstickens drückte sie heute Abend ganz besonders und war noch schlimmer, wenn sie sich niederlegte. Thomas schaute schweigend ins Feuer, als sie ihre Hand nach ihm ausstreckte; er trat zu ihr heran und faßte dieselbe mit der seinigen.

„Was hat Doktor Tyndal Dir gesagt?" fragte sie, indem sie mit einem matten Lächeln zu ihm aufblickte.

Diese unerwartete Frage übermannte ihn. An dem Tone und der Art und Weise, in der sie sprach, konnte er wahrnehmen, daß sie das Schlimmste wisse. Seine Brust hob sich schmerzhaft, seine Lippen zitterten, und er wandte sich ein wenig von ihr ab.

„Thomas!"

Er bedeckte sein Gesicht schnell mit beiden Händen, um den Schmerz in demselben zu verbergen nnd ein leiser scharfer Aufschrei entrang sich wider Willen seiner Brust.

„Thomas, Thomas! mein Herzenssohn! Gräme Dich nicht, als ob keine Hoffnung für mich da sei."

Sie bedeutete ihm, sich dicht neben sie zu setzen,

und dann hielten sie einander die Hände. Sie hatte nicht von der Hoffnung für dieses Leben gesprochen, sondern von der für ein zukünftiges. Die große Liebe, die stets ihre Herzen verbunden, hatte sich in ihrem Benehmen gegen einander nie ganz gezeigt; es ist dieß gewöhnlich so bei höheren Naturen, deren Empfindungen tief und wahr sind. Aber an diesem Abend, da sie so plötzlich in die große Scheidestunde versetzt waren, gaben sie alle Zurückhaltung auf und öffneten einander ihre Herzen. Thomas Kage erfuhr, wie hoch sie ihn stets wegen seiner Herzensgüte, Aufopferung und unveränderlichen, rücksichtsvollen Liebe zu ihr geschätzt hatte. Nach einer Viertelstunde tiefster Gemüthsbewegung erinnerte sich Thomas, daß er um seiner Mutter willen bis zum letzten Augenblicke ruhig bleiben müsse. Sein Gesicht trug tiefe Schmerzensfurchen, seine Augen waren roth, aber er saß ruhig da, mit ihrer Hand in der seinigen und schaute ins Feuer hinein, während es ihm war, als müsse das Herz ihm brechen.

„Ich habe meinen letzten Willen niedergeschrieben, Thomas," sagte sie, denn sie wußte wohl, daß die Dinge dieser Erde ebensowohl berücksichtigt werden müssen, als andere. „Ich hinterlasse nicht viel, mein Herzenssohn; dennoch ist es mir gelungen, seit Charlotte sich verheirathet und Du Deine Ausgaben selber bestritten hast, alljährlich einige kleine Ersparnisse zurückzulegen. Es sind etwa fünf bis sechshundert Pfund, wie ich glaube — wenigstens wird es dieß sein, nachdem Alles bezahlt ist; und —

Thomas" — Lady Kage senkte die Stimme und sprach mit Zögern — „ich habe es Charlotte vermacht."

„Ganz recht — ganz recht," entgegnete er mit Wärme. „Charlotte bedarf des Geldes und ich nicht; ich habe mein Auskommen."

„Dieser Gedanke eben entschied mich. Ich habe es mir lange unter inbrünstigem Beten und Gottvertrauen überlegt, und es schien mir, daß die arme Charlotte mit ihren vielen Kindern und Bedürfnissen das größte Anrecht daran habe. Doch, mein Sohn, mein guter Sohn! was kann ich Dir hinterlassen?"

Er schluchzte tief auf und seine Augen waren naß, wie er dieselben ihr zuwandte.

„Laß mir Deinen Segen, Mutter."

„Den hast Du immer; mein Herz hat Dich jeden Augenblick deines Daseins gesegnet. Und falls es mir vergönnt ist, auch noch von dort oben zu Dir hinabzuschauen, so wird es auch dann Dich noch segnen. Beruhige Dich, mein lieber Sohn — Du hast einen bessern Segen als den meinigen — Gottes Segen."

Er sank plötzlich auf die Kniee, warf seinen Arm auf den Schooß seiner Mutter nnd barg sein Gesicht in demselben.

„Traure nicht, wie Diejenigen, die ohne Hoffnung sind," flüsterte sie, „wie Die, welche keinen Tröster kennen. Was haben alle meine täglichen

Lehren genützt, Thomas, wenn Du Dich so von diesem Schlage überwältigen läßt?"

„Er kommt so unerwartet."

„Doch nicht; Du mußt gewußt haben, daß das Ende nahe sei."

„Doch nicht so nahe, nicht so nahe. Mutter! ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll."

„Du glaubst nicht, Thomas, wie schnell mir mein Leben verflossen seit dem Anfange jener kurzen Zeit, in die sich alle die wichtigsten Ereignisse für mich gedrängt haben: meine Heirath, Deine Geburt und Deines Vaters Tod. Wenn ich darauf zurückschaue, so ist mir, als ob sich dieß Alles erst gestern zugetragen. Ebenso schnell wird auch Dein Leben vergehen; und dann finden wir uns dort wieder, wo es kein Scheiden mehr giebt."

Sie fühlte das innere Schluchzen in dem auf ihrem Schooße liegenden Kopfe. Auch ihre Augen füllten sich mit Thränen, die auf sein Haar herabfielen.

„Der Himmel weiß, wie eifrig ich schweigend und geduldig stets nach dem Endziele gestrebt habe," sagte sie; „inmitten all meiner Fehler und Sünden habe ich immer das Ende im Auge zu behalten versucht und auf dasselbe hin gearbeitet. Und es geschah nicht vergebens," flüsterte sie leise. „O, Thomas, ich habe Hülfe, Hülfe von oben dabei gefunden! Ich maße mich nicht an, wie Paulus zu sagen: „fortan erwartet mich die Krone der Gerechtigkeit"; aber ich wage zu hoffen und glaube sagen zu dürfen,

daß ich unter den Erlösten im Himmel leben werde. Und der Augenblick der Scheidung ist gekommen."

Wenn es je eine aufrichtige demüthige Christin in dieser Welt gegeben, so war Maria Kage eine solche. Thomas wußte dieß vollkommen; aber der bittere Schmerz des Scheidens füllte sein Herz und er fand keinen Trost.

„Ich möchte, daß Du das Haus und die alte Dorothy beibehaltest, Thomas," fuhr Lady Kage fort, als er sich wieder in den Stuhl an ihrer Seite gesetzt hatte, „wenigstens auf ein Jahr. Sie wird ordentlich für Dich haushalten, so daß Du mich in dieser Beziehung wenigstens nicht so sehr vermissen wirst."

Selbst inmitten seines Kummers konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie unwahrscheinlich es sei, daß er, bei seinen beschränkten Mitteln, das Haus und Dorothy behalten könne; doch sagte er nichts; er konnte nicht sprechen.

„Ich wollte, Du grämtest Dich nicht so sehr."

„Mein Gram ist so bitter, daß ich fast mitgehen möchte. O, Mutter, sage, daß Du mir allen Schmerz und alle Sorge vergiebst, die ich Dir im Eigensinn oder in der Unbedachtsamkeit verursacht habe, meine Undankbarkeit, meine Lieblosigkeit, da ich Dir doch so große Liebe und Dankbarkeit schuldig war!"

Sie nahm seine Hände und beugte sich mit einem zärtlichen Lichte in den treuen Augen zu ihm hin.

„Ich vergebe Dir Alles, Thomas. Ich sage

dieß, um Dich zufrieden zu stellen. Aber Du mußt wohl wissen, wie wenig ich Dir zu vergeben habe; ich kann mich an Nichts von dieser Art erinnern. Du bist mein gehorsamer, liebevoller, rücksichtsvoller Sohn gewesen, und zwar nicht allein in meinen Augen, sondern im Angesichte des Himmels."

„O, Mutter, sprich nicht so!"

Er sprach in einem Tone flehenden Schmerzes. Es schien ihm in diesem Augenblicke, da sie, an die sein Herz so fest geknüpft gewesen, auf immer für dieses Leben ihm entrissen werden sollte, als ob er sie nicht halb so geliebt und geehrt und für sie gearbeitet hätte, wie er es hätte thun sollen.

„Gottes Wille ist nicht immer unser Wille, Thomas, ich hätte leben mögen, bis ich Dich in einer bessern Lebenslage gesehen hätte."

„Habe keine Sorge um mich," war die hastige Antwort. „Ich werde schon in der Welt fortkommen."

„Wenn ich mich der Sorge um Dich hingäbe, so möchte ich denken, daß die Lehre meines eigenen Lebens vergeblich gewesen. Ich lasse Dich hier mit voller Zuversicht zurück; und sei versichert, daß Du genau so gut oder so schlecht in der Welt fortkommen wirst, wie es Gott gefällt."

Dieß wußte er wohl.

„Ich habe nie Reichthümer für Dich erfleht, Thomas," sagte sie mit leiserem Flüstern; „ich habe dieß der Entscheidung einer höheren Weisheit über=

lassen. Es ist eine andere Art von Schätzen, um die ich für Dich gefleht habe – o, so inbrünstig gefleht — um jene Schätze, die Dir nützen werden, wenn alles Gold dieser Erde keinen Werth mehr für Dich hat.„

Eine selige Freude, die in dieser Stunde des bittern Schmerzes nicht zerfloß, erglühte in seinem Herzen. Er glaubte vollkommen daran, daß das Kind einer betenden Mutter nie verloren ist.

„Erinnerst Du Dich jenes Verses, Thomas, der Dir so gut gefiel?“

Er wußte, was sie meinte, und nickte mit dem Kopfe. Die Worte flogen ihm schnell durch das Gedächtniß.

„Mein Herr und Gott, o, wend' sein Herz
Vom Toben dieser Welt;
Ruf' ihn zum Licht, und sei's durch Schmerz,
Wie es Dir nur gefällt.“

„Das ist es, was ich hauptsächlich für Dich erbeten habe,“ hauchte sie. „Thomas, sollte für Dich kommen Schmerz, Leid oder Beschwerden, was immer der Herr nothwendig erachten möge für Dich, wirst Du nicht wanken, Dich tapfer halten, indem Du auf das Ende siehst?“

„Ja,“ antwortete er mit klarer Stimme, „mit Gottes Hülfe.“

„Es scheint so gering, nachdem es Alles überstanden,“ begann sie wieder nach einer langen Pause. „Die Sorgen, Bekümmernisse und Leiden, die uns zur Zeit so fürchterlich erschienen, daß wir sie kaum

tragen zu können glaubten, sehen wie gar nichts aus, wenn wir am Ende des Lebens auf sie zurückblicken. O, Thomas, ringe mit den Sturmeswogen, so gut Du nur vermagst; denn früher oder später werden sie sicherlich über Dich hereinbrechen. Halte Dich mannhaft, und wanke nicht, sondern schaue stets dem Lichte entgegen, das Dir nicht fehlen wird. Die Wogen, die so grausam scheinen, wenn man ihnen entgegenkämpft, werden Dir nur gesandt, um Dir weiter zu helfen. Ohne Kreuz keine Krone."

„Ja," flüsterte er; „ich weiß es."

„Ich werde im Himmel sein und Dich erwarten, warten, bis Deine Stunde schlägt und Deine Lebenssonne untersinkt. Thomas, ich hatte heute Nachmittag, als ich eingeschlafen war, einen Traum, und es war mir, als befände ich mich in einem unendlichen Raume sanften lieblichen Lichtes, wo Alles Friede und Seligkeit zu sein schien. Unzählige Gestalten schwebten in weißen Gewändern umher; unten floß ein mächtiger Strom, an dessen Ufern schöne grüne und liebliche bunte Blumen standen. Es war der Himmel, Thomas, es war der Himmel! Ich sah mich selber, wie es schien, aus der Entfernung in weißen Gewändern, gleich den Uebrigen, als einen Engel. Ich schaute hinab nach Jemanden, der aus weiter Ferne kommen sollte, der sicherlich kommen mußte; denn ich sah das frohe Bewillkommnungslächeln auf meinem Antlitze. Thomas, ich weiß, daß Du es warst."

Es war fast mehr, als Thomas zu ertragen

vermochte. Auch fürchtete er, es sei für seine Mutter zu viel, wenn gleich sie ruhig schien, und innerlich wie äußerlich von süßem Frieden beseelt.

„Ich weiß, daß dieser Traum mir gesandt ward, um mich zu trösten, mein lieber Sohn, um mich mit der Trennung von Dir auszusöhnen. Ich gehe zum Himmel hinauf. Und gerade so wie in meinem Traume werde ich dort in Wirklichkeit Deiner harren, bis Du zu mir kommst. Es wird nicht lange währen; die Zeit vergeht schnell.“

„Herzensmutter, sprich heute Abend nicht mehr,“ bat er, indem er seine Wange an die ihre legte; „wir wollen morgen weiter sprechen.“

„Ich glaube, ich habe so ziemlich Alles gesagt. Geh zu Charlotten hinüber; sage ihr, daß ich weniger wohl bin, und sie bitten lasse, wenn es ihr irgend möglich ist, morgen früh zu mir zu kommen. Lies mir aber vorher noch aus der Bibel vor.“

„Wünschest Du, daß ich Dir heute Abend vorlese?“

„Ich werde es bis zu allerletzt wünschen, Thomas.“

Seit der Krankheit seiner Mutter hatte es ihm obgelegen, die Abendgebete zu lesen; aber er war fast überzeugt, daß er heute Abend nicht damit zu Ende kommen werde, und er wagte deßhalb nur wenige Verse zu lesen. Es war nicht Zufall, daß er die folgenden Verse las:

„Wir wollen Euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von

denen, die da schlafen, auf daß Ihr nicht traurig seid, wie die Andern, die keine Hoffnung haben.

Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen."

Und so weiter bis zum Ende des Kapitels. Dann schloß er das Buch.

„Auf ewig im Herrn"! wiederholte Lady Kage mit leiser Stimme, und faßte dabei seine Hände und schaute ihn mit innig frohen Blicken an.

„In alle Ewigkeit, so Gott will!"

Es war eine bemerkenswerthe Fügung, die Thomas Kage an diesem Abend jene Verse lesen ließ.

Viertes Kapitel.

Keziah Dawkes.

Mrs. Garston saß steif und aufrecht in ihrem Eßzimmer. Sie war in die schwerste schwarze Seide gekleidet und trug eine weiße Kopfbedeckung mit grauem Bande, denn sie war in Trauer um ihre vieljährige Freundin und Nachbarin Lady Kage. Wer sie kannte, hätte sogleich an ihrer strengen, aufrechten Haltung bemerkt, daß sich etwas ereignet hatte, das sie verdrossen.

Ihr gegenüber, auf der andern Seite des Kaminteppichs saß, modisch gekleidet, ein junges Mädchen, das man mit dem besten Willen nicht hätte schön nennen können. Sie hatte ein graues kaltes Gesicht, nichts weniger als durchsichtige Hautfarbe, weit geöffnete grüne Augen, in denen sich braune Flecke befanden. Dieß war Miß Dawkes. Die Großmutter von Miß Dawkes und Mrs. Garston's Gatte waren Geschwister gewesen, so daß die alte Dame der jüngeren gegenüber die Stellung einer Großtante einnahm. Und wenn die Großtanten oder Großonkel

ein großes Vermögen besitzen, das sie vermachen können, wem sie wollen, so verfehlen ihre entferntesten Verwandten nie, sie wie ein Schwarm hungriger Raben zu umringen.

Um indessen Miß Dawkes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir zugeben, daß sie nicht in der Erwartung, sich selber irgend einen Vortheil zu erschleichen, an diesem schönen milden Wintertage zu Mrs. Garston gekommen war. Mrs. Garston fand kein Vergnügen an solchen Besuchen von Miß Dawkes, und Miß Dawkes wußte dieß; denn die alte Dame verstand sich darauf, und machte sich durchaus kein Gewissen daraus, ihre Zuneigung oder Abneigung gegen die Leute unverkennbar an den Tag zu legen. Sie war gekommen, um für ihren Bruder, Hauptmann Dawkes, Fürsprache einzulegen, um Mrs. Garston's Zorn gegen ihn zu beschwichtigen und sie, wo möglich, zu bewegen, daß sie seine Schulden bezahlte.

Verwandte zu besitzen, bei denen man Erbschaftsaussichten hat, ist nicht immer gut für uns, selbst dann nicht, wenn das Geld uns im richtigen Gange der Ereignisse unfehlbar zufallen muß. Es wirkt dieß zuweilen sehr nachtheilig, und dieß war namentlich bei Hauptmann Dawkes der Fall gewesen. Hätte er sich nicht auf Mrs. Garston's Reichthum verlassen, in der festen Erwartung, daß derselbe, wenigstens zum großen Theile, ihm zufallen werde, so wäre er vielleicht nie der leichtsinnige Taugenichts geworden, der er war.

Die scharfblickende alte Dame sah dieß wohl ein, und es veranlaßte sie vielleicht zu größerer Nachsicht gegen seine Fehler, als sie andernfalls wohl gegen ihn geübt hätte. Es gab wenig, das sie nicht begriffen hätte; ihr kräftiger Verstand ging tief ein in die Dinge, die um sie her vorgingen und faßte das Wesen derselben, ohne zu irren.

„Es überrascht mich, daß Du die Dreistigkeit hast, zu mir zu kommen, Keziah! Als ich in Deinem Alter war, vor fünfzig Jahren, hätte ich mich eher mit dem Kopfe nach unten in einem Sack ver-steckt. Du weißt, daß Du noch ein Jahr unter Dreißig bist. Die Sitten und Bräuche haben sich sehr verändert seit meiner Jugend. Kinder sind jetzt junge Damen, und die jungen Damen dreister als die alten.“

Keziah Dawkes murmelte mit leisester Stimme eine entschuldigende Entgegnung. Mrs. Garston sah, daß Worte von ihren Lippen fielen, doch konnte sie unmöglich deren Sinn errathen. Und das eben beabsichtigte Keziah; denn sie wußte wohl, daß nichts in der Welt die alte Dame so sehr aufbrachte, als widersprechende Antworten. Es geschah in der That selten, daß Miß Dawkes etwas that, wobei sie nicht eine besondere Absicht hatte; vorsichtig, kalt und schlau, wog sie die Verhältnisse des Lebens in aller Ruhe ab.

„Er hat mich wenigstens mit einem halben Dutzend Briefen verfolgt. Der erste kam vor etwa drei Wochen. Ich antwortete ihm nicht darauf,

Ja, ich beantwortete ihm keinen einzigen, und darum fährt er fort zu schreiben. Wie gefällt Dir eine solche Unverschämtheit?"

„Liebe Tante Garston, gerade der Umstand, daß Du ihm nicht antwortest, veranlaßt ihn, immer wieder zu schreiben."

Wäre eine fremde Person mit zarten Nerven zugegen gewesen, so hätte Miß Dawkes' Stimme sie erschreckt, denn dieselbe war tief wie die eines Mannes. Stimmen wie die ihrige berühren das Ohr nicht angenehm; wir denken leicht, daß wir nach ihnen auf das Innere des Sprechenden schließen dürfen. Man hat eine sanfte Stimme „eine herrliche Sache an einem Weibe" genannt, und das ist dieselbe in der That in vielfacher Beziehung; sogar beim Manne hat man sie gern.

Mrs. Garston ergriff ihren Stock und stieß mit demselben so kräftig auf den Boden, daß er allenfalls durch den Teppich hätte dringen können.

„Wie viele Male habe ich Barby's Schulden bezahlt? Beantworte mir das."

Miß Dawkes aber beobachtete ein weises Schweigen.

„Zweimal schon habe ich seine Verbindlichkeiten sämmtlich geordnet und ihn wieder frei gesetzt in der Welt; und wenigstens fünfzehnmale habe ich kleinere Schulden für ihn bezahlt. Was hat es aber genützt, Keziah?"

Miß Dawkes hatte hierauf vermuthlich keine genügende Antwort bereit. Ein mattes Roth zog sich über ihre dunklen Wangen.

„Je öfter ich bezahle, um so öfter werde ich zu bezahlen haben; und wo, frage ich Dich, soll dieß einmal enden? Es ist nicht gut für ihn, Keziah. Du siehst dieß selber ein, und dennoch kommst Du hierher und plagst mich. Wäre er morgen frei, so würde er übermorgen wieder Schulden machen. Es wird für Barby in jeder Hinsicht am besten sein, wenn ich nichts mehr für ihn thue. Wenn ich einmal sage, ich will nicht, so thu' ich es nicht mehr, das merke Dir!"

„Aber Du wirst es nicht sagen, liebe Tante Garston; Du bist zu gerecht, um es zu sagen!" Und in ihrem Eifer stand Miß Dawkes auf und ging mit bittend ausgestreckten Händen zu ihr hinüber.

„Sei so gut und bleib sitzen, Keziah."

„Ich — ich glaubte, Du würdest mich vielleicht besser hören, wenn ich Dir näher säße, Tante Garston."

„Ich höre Dich gut genug. Du verlangst, daß ich Barby's Schulden bezahle; fürchte nicht, daß ich das nicht höre. Und ich sage, Keziah Dawkes, Du bist sehr kühn, dieß zu fordern. Was meinst Du damit, wenn Du mich gerecht nennst? Du siehst wohl, daß ich Dich gehört habe."

„Man hat ihn gelehrt, sich als Deinen Erben zu betrachten, Tante Garston."

„Als was?"

„Als Deinen Erben."

„Wirklich? Und wer hat ihn dieß gelehrt?"

„Jeder. Mein Vater und meine Mutter, als sie noch am Leben waren."

„Es kam gestern ein Mann, Keziah Dawkes, der mich in Geschäften zu sprechen verlangte, und er ward hier, hier in dieses Zimmer hereingeführt. Er bat mich um eine Beisteuer zu gewissen Verschönerungen der Gärten in Paradies-Square. Als ich ihm sagte, ich werde keine fünf Schillinge dazu geben, viel weniger fünf Guineen, da die Verschönerungen dieser Gärten mich durchaus nichts angehen, war er sehr empört hierüber, und sagte, man habe auf meine Hülfe gerechnet, weil ich reich sei, und habe meinen Namen eingeschrieben. Bist Du der Ansicht, daß ich dafür verantwortlich war?"

„Da ihnen Deine allbekannte Wohlthätigkeit nicht fremd war, so —"

„Ich frage Dich, ob ich für das verantwortlich war, was Andere ohne mein Vorwissen zu thun beliebten?" schrie Mrs. Garston, heftig mit dem Stocke aufstoßend.

„Nein. Gewiß nicht."

„Nun. Das ist ein sehr gutes Beispiel. Ich bin nicht für das verantwortlich, was Deine Angehörigen thaten, indem sie Barnaby Dawkes sagten, daß er mein Erbe sei."

„Mein Vater wäre Dein Erbe gewesen, falls er am Leben geblieben."

„Was?" frug Mrs. Garston, ihr taubes Ohr zu ihr hinneigend.

„Ich sprach vom Papa, Tante Garston. Er

wäre Dein Erbe gewesen, hätte er Dich überlebt."

„Kann sein. Er hätte seinen Antheil erhalten. Aber Du erinnerst Dich vielleicht eines gewissen Umstandes, Keziah — und der ist, daß Dein Vater es nicht verschleudert haben würde."

Keziah wußte dieß. Ihr Vater war kalt, vorsichtig und selbstverleugnend gewesen, wie sie.

„Die Mutter Deines Vaters war meines Mannes Schwester; das Vermögen aber kommt von meiner Seite, nicht von der seinigen; es gehört mir allein. Darum hat Deine Familie kein Anrecht daran, Keziah. Wir waren befreundet mit Deinem Vater, und ich würde ihn ansehnlich in meinem Testamente bedacht haben. Aber wenn man behauptet, daß Barby irgend welches Recht habe, sich als meinen Erben zu betrachten, so ist man im Irrthume Hörst Du? — im Irrthume."

„Wenn Barnaby keine Hülfe findet, so muß er sich für zahlungsunfähig erklären," antwortete Miß Dawkes.

„Das wäre ihm sehr dienlich. Es würde seinen Hochmuth ein wenig herabstimmen."

„Aber denke nur an die Schande, Tante Garston."

„Nicht für meinen Namen," sagte die kluge alte Dame. „Für seinen Namen und den Deinigen, aber nicht für mich."

Miß Dawkes fing an zu fürchten, daß ihr eine Niederlage bevorstehe. Mrs. Garston, die mit ihren

scharfen Stahl-Augen in ihrem Herzen las, sah dieß.

„Es giebt in dieser ganzen weiten Welt Nichts, um das Du Dich bekümmerst, Keziah, außer jenem Bruder; außer ihm nimmst Du an gar Nichts Theil. Es ist nur ein Unterschied von drei Jahren in Eurem Alter, denn er wird nächsten Monat sechsundzwanzig Jahre alt; aber Du scheinst eher die nachsichtige Liebe einer Mutter für ihn zu fühlen, als die einer Schwester. Glaubst Du, es sei dieß gut für ihn?"

„Es thut ihm keinen Schaden."

„Im Gegentheil. Ich sage, es schadet ihm. Du siehst seine Fehler nicht und dieß bestärkt ihn noch in seiner leichtsinnigen Thorheit. Ob Du sie nicht sehen kannst, oder ob Du ein Auge über sie zuschließest — das will ich dahingestellt sein lassen; der Erfolg bleibt derselbe; wahrscheinlich ist es etwas von Beidem. Er bleibt bei seiner Verschwendung und Du bei Deiner Blindheit."

"Seine Mittel sind unzureichend, Tante Garston; eine blose Kleinigkeit, außer seinem Officiers-sold."

„Ich weiß, daß sein Verstand unzureichend ist. Das brauchst Du mir nicht erst zu sagen."

„Seine Mittel, sagte ich; seine Einkünfte. Wie kann er dabei frei von Schulden bleiben?"

„Wie fängt es Thomas Kage, hier neben uns, an, mit den zehnten Theile des Geldes auszureichen, ohne Schulden zu machen?" fragte Mrs. Garston,

in Wuth gerathend. „Was? Weil er weiß, daß er muß. Versuche keine Spitzfindigkeiten bei mir, Keziah Dawkes; damit richtest Du gar nichts aus. Hätte Barnaby nicht mich und meine Börse als letzte Zuflucht, so würde er sich einzuschränken wissen."

Miß Dawkes dachte bei sich, daß dieß wohl möglich sei. Da aber Mrs. Garston und ihre Börse einmal als Rettungsmittel da waren, schien es ihr im höchsten Grade unbillig und ungerecht, von Barnaby zu erwarten, daß er sich einschränke.

Die alte Dame hielt den Zeigefinger ihrer rechten Hand empor, welcher von Diamanten vom reinsten Wasser funkelte.

„Höre mich an, Keziah. Es liegt mir durchaus nichts daran, Barnaby zu Grunde gehen zu sehen. Er ist ein Verwandter von mir, und ich möchte lieber, daß er ein achtungswerther Mensch würde. Der Weg, auf dem er sich befindet, ist der verkehrte Weg; und weder Du noch ich können sehen, wohin ihn derselbe führen wird. Laß ihn einen andern einschlagen; er ist dazu noch jung genug. Bleibt er aber auf dem alten Wege, bis er einmal dreißig Jahr alt ist, so ist anzunehmen, daß seine verschwenderischen Gewohnheiten schon dermaßen sich seiner bemächtigt haben, daß er sich ihnen um jeden Preis hingeben muß. Sage ihm dieß; schärfe es ihm recht ein: er solle sich die Verschwendung abgewöhnen, so lange es noch Zeit sei. Der Himmel allein weiß, was es ihn sonst noch kosten mag."

Hatte Mrs. Garston eine prophetische Gabe, in=

dem sie dieß sagte? Es hatte wirklich den Anschein, nach der Wendung, welche die Ereignisse später nahmen, daß sie zukünftige Dinge wie in einem Spiegel erblickt hatte.

Miß Dawkes sah etwas ganz Anderes, das ihr als sicher für die nächste Zeit vorauszusehen erschien, daß nämlich die alte Dame, welche vor ihr saß, bis dahin, wo Barnaby dreißig Jahr alt sei, selber ihre Jahre zu zählen aufgehört haben und Barnaby im Besitze und Genusse ihres großen Vermögens sein werde. Ungeachtet der Hartnäckigkeit von Seiten Mrs. Garston's hegten weder sie, Keziah, noch ihr Bruder großen Zweifel, daß das Geld ihm schließlich zufallen werde. Das einzige Zweifelhafte bei der Sache war die Frage, wie er bis dahin auskommen solle.

„Nur noch dieß Eine Mal, Tante Garston! Du hilfst ihm doch noch einmal? Er fürchtet sich fast, sich auf der Straße sehen zu lassen, um nicht ins Gefängniß abgeführt zu werden.“

„Ins Gefängniß, wie? Das wäre der beste Platz für ihn. Ein Aufenthalt von ein paar Monaten im Gefängnisse würde ihn vielleicht zur Vernunft bringen.“

„Und ihn im Heere unmöglich machen. Nur dieß Eine Mal noch, liebe Tante Garston, um aller Barmherzigkeit willen!“

„Ich will nichts mehr davon hören, Keziah. Was Du auch sagen magst, es kann meinen Entschluß nicht mehr ändern, und Du thust besser, mich

nicht ärgerlich zu machen. Wenn ich seine Schulden bezahle, so bezahle ich sie, wo nicht, so nicht, und damit ist die Sache erledigt. Du magst heute dableiben, wenn Du willst, und hinaufgehen und Deine Sachen ablegen."

Miß Dawkes, welche die Launen der alten Dame kannte, betrachtete diese letzten Worte als ein Zugeständniß, und war zu klug, um etwas dagegen zu sagen. Sie knüpfte langsam ihr Hutband auf und erhob sich.

„Ich sah Mrs. Annesley am Fenster, als ich bei ihr vorbeikam, und ging einen Augenblick hinein. Sie sagt, man fürchte Mr. Dunn sei am Sterben."

„Welcher von den Dunns?"

„Das Parlamentsmitglied, Mr. Herbert Dunn.

Mrs. Garston hielt ihr Ohr hin.

„Richard Dunn war vor ein paar Tagen eines Abends hier, und litt an einer abscheulichen Erkältung. Ich hoffe, er ist es nicht?"

„Es ist Herbert, Tante, — der, welcher Miß Lydia Canterbury heirathete."

„Und eine unverschämte Frau hat er an ihr!" sprach Mrs. Garston, heftig mit dem Stocke aufstoßend. „Herbert Dunn brachte sie hierher, um sie mir vorzustellen, als sie sich eben verheirathet hatten; und kaum war sie aus dem Hause, so nannte sie mich eine Vogelscheuche. Eine taube alte Vogelscheuche! Ich hörte davon, und sagte es dem Richard, damit er es seinen Bruder wissen lasse. Es

thut mir leid um Herbert, aber ich habe die Besuche seiner Frau nicht verlangt. Was fehlt ihm?"

„Er ist, wie Mrs. Annesley sagt, schon seit Weihnachten krank gewesen — ernstlich krank. Doch dachte Niemand an Gefahr."

„Und wer sagt, daß jetzt Gefahr vorhanden sei?"

„Er ist in großer Gefahr, Tante. Sein Zustand verschlimmerte sich sehr in der Nacht, und Dr. Tyndal wurde zu ihm gerufen. Der Arzt hat gerathen, daß seine Angehörigen zu ihm beschieden werden; er ist der Ansicht, daß er am Sterben ist."

„Sterben, sterben!" wiederholte Mrs. Garston in ärgerlichem Tone, wie wenn das Wort sie beleidigte. „Auf der einen Seite stirbt Einer, auf der andern wird eins geboren! Ich möchte wissen, wohin es noch kommt in der Welt! Charlotte Lowther hat heute Morgen ein Kleines bekommen, und das ist ihr neuntes."

„Charlotte Lowther?" wiederholte Miß Dawkes, sich des Namens nicht erinnernd; „wer ist Charlotte Lowther, Tante?"

„Wer Charlotte Lowther ist? Ei, Thomas Kage's Schwester; die Stieftochter der armen verstorbenen Lady Kage, die sie erzog, wie wenn sie ihr eigen Kind gewesen wäre, und für die sie sich aufopferte. Du kennst nie einen Menschen, Keziah. Schelle einmal."

„Wir waren gar nicht mit den Kage's bekannt, wie Du weißt, Tante."

„Das war Euer Schade, nicht der ihre. Barby könnte sich an Thomas Kage ein gutes Beispiel nehmen. Was Charlotte betrifft, so wollte sie einmal durchaus den Bob Lowther heirathen, und hat nun dafür auch ihre Noth. Ich glaube, der Mann ist ein guter Gatte; aber es fragt sich, ob er mehr als sechs bis siebenhundert Pfund das Jahr verdient, und es weiß Jeder, wie weit das in London reicht."

„Ich erinnere mich jetzt. Er ist Ingenieur."

„Das ist er allerdings," entgegnete Mrs. Garston, „und außerdem ein Liebling von mir, wie ich Dir sagen kann."

„Ich beabsichtige damit nichts Unhöfliches gegen ihn, Tante."

„O, wirklich nicht? Ich kenne Dein spöttisches Wesen, Keziah. Es giebt, wie es scheint, Niemanden in der Welt, der Deinem Barby das Gleichgewicht halten kann. Das möchtest Du mir gern gerade ins Gesicht sagen. Schelle noch einmal."

Das Eintreten des Dieners machte dieß unnöthig. Mrs. Garston verlangte ohne Verzug ihren Wagen. Der Mann war ein wenig erstaunt über den Befehl, da es früher war als die gewöhnliche Zeit ihres Ausfahrens; doch ging er, demselben nachzukommen.

„Ich will eben nach Paradies-Square fahren," sagte sie erklärend zu ihrer Großnichte. „Herbert Dunn's Frau ist keine höfliche Person, aber das ist kein Grund, weßhalb ich mich nicht nach seinem Be-

finden erkundigen sollte. Ich werde zum Gabelfrühstück wieder hier sein, und wenn Du dann mit mir spazieren fahren willst, Keziah, so kannst Du dieß thun."

Der sehr stattliche mit zwei schönen Schimmeln bespannte Wagen fuhr am Thore vor und Mrs. Garston in ihrem schwarzen Hute und schwerem schwarzseidenem Kleide stieg ein.

Keziah zog ohne Weiteres Mrs. Garston's Lehnstuhl vor das Kaminfeuer und setzte ihre Füße auf das Schutzeisen. Sie hegte gar keinen Zweifel, daß sich Alles nach ihren Wünschen gestalten werde; ein Fehlschlagen derselben wirklich zu befürchten, kam ihr keinen Augenblick in den Sinn, nur mußte Barby klug sein. Im Ganzen wünschte Keziah, daß ihr Bruder in manchen Dingen vorsichtiger wäre, als er es bis jetzt für nöthig hielt.

„Die alte Frau hat dennoch eigentlich recht," sagte sie im Selbstgespräch. „Barby läßt seine Schulden doch nur bezahlen, damit er wieder neue machen kann. Hätte er nicht die Aussicht auf ihr Vermögen, so stünde es schlecht um ihn, wenn er seine Verschwendung nicht aufgäbe; aber er hat diese Aussicht, sie könnte es ihm Schande halber nicht entziehen, und sie wird es auch nicht. Er ist der einzige Mann der Familie und —

„Hauptmann Dawkes, Madame."

Das einzige noch lebende männliche Familienmitglied trat ein, als der Diener ihn meldete.

Hauptmann Dawkes war ein schöner Mann,

— in seiner Dienstkleidung ein sehr schöner Mann; heute trug er dieselbe jedoch nicht. Seine Gestalt war stattlich, und seine Gesichtszüge waren schön, dazu hatte er blühend rothe Wangen, die von einem glänzend schwarzen Barte eingerahmt wurden. Auf seinem Pferde sah er prächtig aus; in der Nähe gesehen, wie Keziah ihn jetzt sah, war dieß weniger der Fall, denn die dunklen Augen lagen zu nahe an einander, und der Ausdruck des Gesichts war kein offener — Fehler, die von den meisten Leuten gar nicht bemerkt wurden; und zu diesen Leuten gehörte Keziah. Ihre blinde Liebe sah in ihm einen Gott des Olympus.

„Barby, Du! Warum kommst Du?"

„Die Großtante zu sehen. Ist das alte Geschöpf sichtbar?"

„Sie wird eine Verabredung in diesem Zusammentreffen sehen, Barby. Erst komme ich, und dann Du, Beide an Einem Tage. Warum sagtest Du mir nicht, daß Du hierherzugehen beabsichtigtest?"

„Ich darf ebenso gut fragen: „Warum sagtest Du mir nicht, daß Du dieß beabsichtigtest?" erwiderte Hauptmann Dawkes. „Und zwar mit besserem Grunde, Keziah. Denn Du unterrichtest mich gewöhnlich von Deinen Absichten für den Tag, während ich meine Wege selten vorher weiß."

Keziah schwieg. Sie hatte diesen Besuch der Fürsprache für ihn ihrem Bruder zu verschweigen beabsichtigt. Ihm zu Liebe wäre sie barfuß bis ans Ende der Welt gegangen, und es wäre ihr kein

Opfer gewesen. Das Einzige, was ihr jetzt zu thun übrig blieb, war, ihm zu erzählen, in wie ungünstiger Laune die alte Dame sei, und es dann ihm zu überlassen, ob er es für rathsam halte, sie zu sehen oder nicht.

„Die Wahrheit zu sagen, Keziah," bemerkte Hauptmann Dawkes, nachdem er sie angehört, „bin ich in einer ziemlich unangenehmen Lage. Die Haifische sind mir auf den Fersen. Wenn es nicht einen verwünschten Lärm machte, so würde ich in ihre Klauen fallen und mich auf vierundzwanzig Stunden einsperren lassen. Das würde sie zur Vernunft bringen."

„Das bezweifle ich; wenigstens in dem Sinne, wie Du es meinst. Sie hat die Bemerkung gemacht, daß ein Gefängniß der beste Ort für Dich wäre, daß es Dich zur Vernunft bringen würde. Wonach schaust Du da, Barby?"

Durch die Fenstervorhänge vor aller Beobachtung von außen her geschützt, hatte Hauptmann Dawkes die Straße auf und ab geschaut, um sich zu überzeugen, ob dieselbe rein sei von Feinden.

Keziah entfärbte sich ein wenig.

„Du fürchtest doch nicht, daß Dir Jemand hierher gefolgt sei?"

„Nicht sehr. Es ist Alles in Ordnung, wie ich sehe. Sie hat gesagt, ein Gefängniß sei der beste Ort für mich, wie? Rücksichtsvolle alte Achtzigerin! Aber das sagte sie nur in ihrer Wuth, Keziah. Weiber in ihrem Alter sagen alles Mögliche. Es ist so unbillig!"

„Was?"

„So lange zu leben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge hätte ich mein Erbe schon vor zehn Jahren antreten sollen."

Keziah sagte ihm nicht, daß Mrs. Garston so eben Winke haben fallen lassen, daß er durchaus kein Anrecht an das Geld der Dame habe. Sie schonte ihn, so viel sie konnte, und theilte ihm unangenehme Nachrichten nur dann mit, wenn dieß nicht zu vermeiden war.

„Wie lange denkst Du, daß sie fortbleiben wird, Keziah? — Wenn ich dächte, daß es besser wäre, sie nicht zu sehen, so würde ich ausreißen und morgen wieder kommen. Sie — Hollah! Das ist Kage, glaube ich. Ich habe ihn etwas zu fragen."

Hauptmann Dawkes ergriff seinen Hut und lief den Gartenpfad entlang. Thomas Kage kam auf dem seinigen gerade seinem Hause zu, als er sich beim Namen rufen hörte, und er erblickte, indem er sich umwandte, Barnaby Dawkes. Der Hauptmann kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

„Es hat mir furchtbar leid gethan, von Ihrem Verluste zu hören, alter Junge," sagte er, da seine tiefe Trauerkleidung an denselben erinnerte. „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie auf diese Weise anfalle Sie kennen Briscoe, nicht wahr?"

„Sam Briscoe? Ja."

„Können Sie mir seine Adresse geben?"

Mr. Kage zögerte und sprach dann nach seiner gewohnten offenen Weise die Wahrheit.

„Es steht mir nicht frei, dieselbe Jemanden zu geben. Briscoe befindet sich in einer peinlichen Lage, wie Sie wissen."

„Er ist nicht halb so schlimm daran, wie ich. Kommen Sie, geben Sie mir dieselbe."

„Ich kann's nicht, Hauptmann Dawkes. Ich bin nur durch außerordentliche Umstände mit seiner gegenwärtigen Adresse bekannt geworden; er sagte, er müsse sich auf mein Zartgefühl und meine Ehre verlassen, daß ich dieselbe keiner lebenden Seele, selbst seinem eigenen Bruder nicht, verrathen würde."

„Ist Briscoe Ihnen Geld schuldig?"

„Nein."

„Nun, aber mir schuldigt er. Es ist nicht viel, aber auf mein Wort, meine Taschen sind so leer, daß die geringste Summe mir von Wichtigkeit ist. Falls Briscoe mir's bezahlen kann, so wird er's thun, das weiß ich. Ich will ihn nicht plagen."

„Geben Sie mir einen Brief für ihn. Ich will ihm denselben sogleich zuschicken."

„Schön. Ich will sofort schreiben und Ihnen den Brief schicken. Wenn meine widerwärtige alte Großtante hier nicht so störrig wäre, so würde ich Niemanden zu belästigen brauchen. Es mag noch einen Monat währen, ehe sie zur Vernunft kommt, und bis dahin werde ich wohl in der Themse angelangt sein."

„In der Themse? —"

„Wenn ich nicht irgendwo Geld finde, so muß ich mich entweder erhängen oder ersäufen. Adieu."

Hauptmann Dawkes wandte sich ab mit einem Gesichte, das ebenso düster war, wie sein Ton und Thomas Kage ging in sein Haus.

Er öffnete jetzt nie die Hausthüre, ohne daß ihm ein schweres Gefühl von Vereinsamung auf das Herz fiel. Wenn er auch inmitten der Geschäftssorgen und des Verkehrs der Welt auf Augenblicke seinen Kummer vergaß, so kehrte derselbe in der Einsamkeit des Hauses stets in verdoppeltem Maße zurück.

Lady Kage starb im Schlafe; sie schied so sanft und friedlich dahin, daß ihr treuer Sohn, der an ihrer Seite wachte, nicht ahnte, daß der Geist entflohen sei.

Es waren seitdem drei Wochen vergangen. Erst drei Wochen! Und dennoch schien es Thomas Kage in seinem Schmerze, als ob es eine halbe Lebenszeit sei.

Lady Kage hatte ihrem Sohne den Wunsch ausgesprochen, daß er noch ein Jahr nach ihrem Tode in dem Hause wohnen bleibe, und hierfür hatte sie in ihrem Testamente gesorgt, indem sie die Miethe für so lange vorausbezahlt hatte, so wie den Lohn Dorothy's. Er fand, daß der größte Theil der Hausgeräthe ihm und nur einige Kleinigkeiten desselben Charlotten vermacht worden. Der Hausstand war bereits etwas anders eingerichtet. Eines der Mädchen war entlassen, das andere für Dorothy beibehalten; und Thomas Kage war alleiniger Herr.

Die Zukunft zeigte sich ihm sehr unklar, etwa wie ein Bild, das mit einem Schleier verhangen. Ob er schnell in seinem Berufe sich reichlich Geld ver-

dienen, oder, gleich so vielen Andern, Jahre lang nur das trockene Brod essen werde — er wußte es nicht. Es war Glücks-Sache. Bei sehr seltenen Gelegenheiten hatte er wohl eine Ahnung von Erfolg; da sah er das alte Haus neu eingerichtet, Wohlstand in allen Gemächern und ein süßes Gesicht neben dem Stuhle, der seiner Mutter angehört hatte. Die Verwirklichung dieses Traumgesichts war so unwahrscheinlich, daß er manchmal dachte, ob er närrisch werde, nur an so etwas denken zu können. Dessenungeachtet machte es sein Herz lauter pochen und sein Gesicht erglühen.

Inzwischen kam es in der Geschäftsangelegenheit, die ihn nach Aberton geführt, zu einem Wendepunkte, und er bezweifelte, ob es nöthig sein werde, daß er nochmals hinreise. In diesem Falle hatte er dann keinen Vorwand mehr zu einem Besuche in Chilling.

Fünftes Kapitel.

Durch den Telegraphen verschrieben.

Der „Fels" — so hieß Mr. Canterbury's schönes Landhaus — lag mit der Hauptseite nach Westen, freundliche Blumenbeete zogen sich zwischen ihm und dem Park hin. Nach Norden waren die höchst geschmackvollen Anlagen ebenfalls verhältnißmäßig offen; auf der Südseite dagegen befand sich eine wahre Wildniß von Gesträuch und Bäumen, die sich bis an die Grenzmauer hinzog.

Inmitten dieser Wildniß befand sich ein alter Brunnen oder Springbrunnen, in dem einst vielleicht helles Wasser gefunkelt hatte, der aber jetzt trocken war. Verdorrtes, dunkles Gestrüpp hing in dichten, wirren Massen an seinen Steinwänden. Man hieß ihn den „Damenbrunnen"; und die Geschichte, die ihm anhaftete, ob dieselbe nun wahr oder erdichtet, gewährte eine traurige Erinnerung aus alter Zeit. Der „Damenbrunnen" war berühmt oder vielmehr berüchtigt, weil an windigen Abenden das Gespenst einer Dame an ihm spazieren gehen sollte, und nur

à la Lady Audley!

wenige Dienstboten des „Fels" hätten sich dorthin nach Einbrechen der Nacht gewagt; außerdem lag der Haupteingang zum Hause auf der Vorderseite und der für die Dienstboten auf der Hinterseite desselben; und so kam es, daß jener wilde Theil des Gartens fast nie betreten wurde.

Der „Fels" gehörte zu jenen stattlichen Landsitzen, die in ihrer Umgegend eine Stellung behaupten, von denen die Welt sich viel zu erzählen weiß, sowohl schriftlich als mündlich, und war daher von größerer Wichtigkeit, als sein Besitzer George Canterbury; denn Mr. Canterbury war hinsichtlich seiner Herkunft eine außerordentlich unbedeutende Person. Er und besonders sein Vater verdankten ihr ungeheures Vermögen ihren glücklichen Bergwerk-Unternehmungen und George Canterbury war noch ein junger Mann, als er sich vom Geschäfte zurückzog und den „Fels" kaufte. Er hatte ein großes Vermögen, wenn er auch nicht, wie die Leute sagten, Millionär war.

Doch hatte aller Reichthum des „Fels" den unvermeidlichen Feind des Menschen nicht fern zu halten vermocht. Der Tod war auch durch George Canterbury's Thüren eingetreten und hatte sich seine Opfer geholt. Mrs. Canterbury war das erste derselben gewesen. Miß Canterbury war zu dieser Zeit in ihrem zwanzigsten Jahre, und trat sogleich als Herrin des Hauses auf. Einige Jahre später ward der einzige Sohn, Edgar, hinweg genommen. Der junge Mann hatte ein ziemlich thörichtes, leichtsinniges Leben geführt; als er aber so plötzlich und un-

erwartet vom Tode dahingerafft wurde, war dieß für seine ganze Familie ein bitterer und dauernder Schmerz. Es waren seitdem zwei bis drei Jahre vergangen und die Seinigen hatten ihre Trauerkleider abgelegt, aber die Zimmer im südlichen Flügel, in welchen er die letzte kurze Woche seines Lebens zugebracht hatte, blieben unbewohnt; Edgar's Habe war unangerührt an ihrem Platze, ganz wie wenn er noch am Leben gewesen wäre.

Miß Canterbury ward jetzt als die Erbin des „Fels" betrachtet. Bald nach Edgar's Tode hatte Mr. Canterbury ein neues Testament gemacht und seine älteste Tochter davon in Kenntniß gesetzt, daß er ihr darin die Stelle ihres Bruders gegeben habe; er hatte zugleich gewisse Wünsche ausgesprochen und ihr gewisse Anweisungen in Bezug auf das Besitzthum gegeben für die Zeit, da er nicht mehr am Leben sein werde. Miß Canterbury war in jeder Beziehung wohl dazu geeignet, die Nachfolgerin ihres Vaters zu sein, manche Leute waren sogar der Ansicht, daß sie eine bessere Herrin sein werde, als er ein Herr gewesen. Es war gewiß, daß Miß Canterbury sich nie verheirathen werde, wenigstens so gewiß, wie dergleichen Dinge sein können. Sie war einst auf dem Punkte gewesen, Harry Lynn-Garston zu heirathen, den ältesten Sohn von Mrs. Lynn-Garston. Sehr schmerzliche Umstände hatten sie jedoch geschieden, und kurze Zeit darauf erfolgte Harry Lynn-Garston's Tod. Miß Canterbury verrieth nichts gegen die Welt; wie bitter auch ihr Gram und ihre

Reue — denn die Trennung war durch sie herbeigeführt, nicht durch ihn —, sie begrub Alles schweigend in ihrem Herzen. Sie hatte ihn tief, innig und dauernd geliebt, und nie inniger, als in dem Augenblicke, wo sie ihn entließ, und er nach Indien zurückkehrte. Als aber die Nachricht von seinem Tode kam, fühlte Miß Canterbury, daß das frohe Sonnenlicht auf immer aus ihrem Leben gewichen; sie sprach nicht von dem was sie fühlte, wenn man aber in sie drang, einem andern Heirathsgesuch Gehör zu geben, antwortete sie ruhig, daß sie als Olive Canterbury zu leben und zu sterben gesonnen sei. Und sie gehörte nicht zu denen, die in irgend einer Angelegenheit von einem einmal gefaßten Entschlusse wieder abgehen.

Nach Mrs. Canterbury's Tode hatte jede Mutter in der Grafschraft, die eine Tochter besessen, anspannen lassen und sich auf eine Trostesreise zu George Canterbury begeben. Doch war dieser unverletzt aus einer solchen Feuerprobe hervorgegangen, und als man zur Einsicht gekommen, daß er nicht wieder zu heirathen beabsichtige, hatte man ihn in Ruhe gelassen.

Der „Fels" sollte also Olive Canterbury's Erbtheil sein, und Leute, die wohl etwas von der Sache wissen konnten, meinten, daß jede von den andern Töchtern hunderttausend Pfund Sterling erhalten werde. Sie konnten also wohl mit Recht „reiche Erbinnen" genannt werden! Lydia hatte Herbert Dunn, das Parlamentsmitglied für die Grafschaft,

geheirathet. Er war bedeutend älter als sie. Mr. Canterbury hatte ihr tausend Pfund jährlich als Heirathsgut mitgegeben; doch der größere Theil ihres Erbes sollte ihr erst nach seinem Tode zufallen. Sie hatten keine Kinder und Mr. Dunn war in letzter Zeit kränklich gewesen.

Der Schnee war gewichen; die ländliche Umgegend hatte ein wärmeres Aussehen, denn die Sonne schien hell. Es war noch früh im Jahre, und Viele wollten wissen, daß der Winter noch einmal wiederkehren werde. Im Frühstückszimmer standen die beiden ältesten Misses Canterbury — Olive und Jane. Olive war jetzt über dreißig — eine hohe, stattliche, schöne Figur, mit einem Gesichte voll Kraft, doch dabei voll Herzensgüte und Freundlichkeit. Ihr schönes Haar war glänzend schwarz, ihr Gesicht blaß mit fein geschnittenen Zügen, ihre Augen dunkelgrau. In diesen letzteren lag heute Morgen ein Ausdruck der Sorge. Ihr schimmerndes seidenes Kleid fiel in einer langen faltigen Schleppe auf den Boden, wie sie mit einem Blatt Papier in der Hand dastand. Man sah Olive Canterbury nie in wollenen oder baumwollenen Kleidern. Jane, die zweite Schwester, war ein blondes, stilles Mädchen, das nur wenig von der Entschlossenheit ihrer Schwester hatte.

Der „Fels" schien so sehr für sich zu leben, so wenige Beziehungen nach außen zu haben, daß die Ankunft eines Telegramms ein großes Ereigniß war. Es war so eben ein solches für Mr. Canterbury an=

gelangt. Olive's Stirn hatte sich ein wenig umwölkt, und Jane war erblaßt. Neel, der Kellermeister, der es gebracht, wartete Befehle ab.

„Es wird besser sein, wenn Sie es gleich zu Papa hinauftragen, Neel. Wissen Sie, ob er schon aufgestanden?"

„Ja, Madam. Der Herr hat schon vor einiger Zeit geschellt."

„Dann tragen Sie dieß hinauf."

Neel ging mit dem Briefe hinaus. Millicent, die in dem Augenblicke hereinkam, erblickte es in seiner Hand.

„Was ist das, Olive?" fragte sie, nachdem sie ihren Schwestern guten Morgen gesagt.

„Ein Telegramm."

„Ein Telegramm!" wiederholte Millicent in erschrockenem Tone. „Olive! Was mag es bedeuten? Von wem ist es?"

„Millicent, sei nicht so aufgeregt; das kann durchaus nichts nützen."

„Was befürchtest Du, Olive?"

„Daß bei Lydia etwas vorgefallen ist. Ich wüßte sonst Niemanden, der an uns telegraphiren würde."

„Wenn Lydia — Horch!"

In Mr. Canterbury's Ankleidezimmer ward heftig geschellt. Neel, der gerade herunter kam, eilte wieder hinauf.

„Frühstück — sogleich!" lautete der Befehl. „Laß Miß Canterbury wissen."

Das Telegramm war von Mrs. Dunn. Ihres Mannes Befinden hatte sich in beunruhigendem Grade verschlimmert, er lag, wie man fürchtete, im Sterben; und sie bat Mr. Canterbury, eiligst zu ihr nach London zu kommen.

Mr. Canterbury gehörte zu denen, die bei solchen Gelegenheiten den Kopf verlieren. Olive würde dabei vollkommen ruhig geblieben sein. Alles, was es zu thun gab, hätte für ihn gethan werden können. Sein Diener würde seine Kleider für ihn eingepackt haben, er hätte nur zu sagen brauchen: „Ich reise nach London", und hätte dann frühstücken, in seinen Wagen steigen und nach der Eisenbahn fahren können, um den nächsten Zug nach London zu nehmen. Das konnte aber Mr. Canterbury nicht. Es war ihm in seinem ruhigen Leben noch nie vorgekommen, in einer solchen Eile nach London beschieden zu werden, und man konnte ihn deßhalb entschuldigen.

„Lieber Papa, es wird Alles gut gehen," sprach Olive. „Es ist nicht die geringste Nothwendigkeit vorhanden, daß Du Dich beeilst. Der erste Zug, mit dem Du reisen kannst, geht erst um 10 Uhr."

„Aber mein Himmel! Ich bin überzeugt, ich werde nicht zu rechter Zeit anlangen. Wäre Zeit dazu gewesen, hätte ich gern im Pfarrhause vorgefragt, ob ich etwas für sie ausrichten könne. Ihre Verwandten, die Londoner Annesleys, wohnen ganz in der Nähe von Lydia."

„Ich will nach dem Pfarrhause gehen und fra-

gen, Papa," sagte Millicent aufspringend. „Ich will Dir schnell Bescheid zurückbringen."

„Du bist noch nicht mit dem Frühstück fertig."

„O, doch. Und es ist noch reichlich Zeit dazu da."

In zwei Minuten war Millicent aus dem Hause. Se. Ehrwürden Philipp Annesley, seit mehr als fünfunddreißig Jahren Pfarrer von Chilling, war jetzt alt und nahte mit raschen Schritten seinem Ende. Er hatte alle Kinder von George Canterbury getauft, und sie schauten zu ihm auf wie zu einem zweiten Vater. Sarah Annesley, seine rücksichtsvolle, pflichtgetreue, liebevolle Tochter, konnte sich nicht verzeihen, ihn im vorigen Herbste so lange allein gelassen zu haben, um mit Mrs. Kage ins Bad zu reisen. Sie hegte gegen diese Dame, weil dieselbe sie dazu bewogen hatte, einen lebhaften Groll, was ein wenig unbillig war.

Als Millicent hastig im Pfarrhause ins Wohnzimmer trat, fand sie Miß Annesley in großer Bekümmerniß. Ihr Vater war diesen Morgen merklich schwächer und nicht im Stande, sein Bett zu verlassen. Der Arzt hatte zum ersten Male keine Hoffnung gegeben. Millicent, die bei dieser Nachricht verstummte, erwähnte nicht sogleich, was sie hergeführt.

„Ich habe bis heute immer noch geglaubt, daß er sich wieder erholen werde", sagte Sarah, wie sie neben einander auf dem Kaminteppich standen, und Thränen füllten ihre Augen; „jetzt aber fürchte ich wirklich, daß dazu nicht mehr viel Hoffnung vorhanden ist. Und, o! wie ich mich tadle!"

„Weßwegen?“ fragte Millicent erstaunt. Denn wenn es je eine Tochter gegeben, die mit wahrer, hingebender Selbstvergessenheit jede Pflicht des Lebens erfüllte, so war dieß sicherlich Sarah Annesley.

„Weil ich ihn im Herbste allein gelassen. Du weißt, ich sprach früher schon einmal mit Dir hierüber, Millicent. Ich bereue dieß immer mehr, und fühle es heute tiefer, als je. Sechs Wochen! Sechs Wochen, Millicent! — und er fünfundsiebenzig Jahre alt. Ich werde mir meine Rücksichtslosigkeit nie vergeben! Es scheint mir manchmal, als ob auch der Himmel mir nie vergeben könne.“

„Aber er war die ganze Zeit wohl.“

„Das weiß ich. So wohl, daß ich mich dadurch zu einer trügerischen Sicherheit verleiten ließ. Es war mir allerdings, als ob ich ihn nicht verlassen sollte; und als Mrs. Kage zuerst den Vorschlag machte, sagte ich ihr ganz bestimmt, daß ich meinen Vater nicht allein lassen könne. Und was that sie? Sie kam eines Nachmittags, als ich mit Caroline ausgegangen war, hierher und schwatzte, bis sie dem Papa in den Kopf gesetzt hatte, daß ich der Seeluft bedürfe. Ich glaube, sie machte ihn sogar besorgt um mich, indem sie ihm sagte, ich sehe ganz blaß und elend aus; ich glaube es wirklich, Millicent. Der Papa traf sogleich alle nothwendigen Verkehrungen, ohne mich auch nur zu Rathe zu ziehen, und ich war so schwach, mich nach einigen Widerstreben darein zu fügen.“

„Das würde Jeder gethan haben, Sarah.“

„Als ich am Ende der sechs Wochen nach Hause zurückkehrte und die Veränderung am Papa wahrnahm, sank mir das Herz. Natürlich war die Schuld hauptsächlich auf meiner Seite; aber ich fürchte wirklich, daß ich Mrs. Kage von jenem Augenblicke an gehaßt habe.“

„O, Sarah! Es war so freundlich von ihr, uns mitzunehmen.“

„Ich glaube nicht, daß sie es aus Freundlichkeit für uns that“, gestand Sarah, in ihrer rechtschaffenen Entrüstung ohne Rückhalt sprechend. „Ich bin der Ansicht, daß sie den Vorschlag, uns mitzunehmen, nur deßhalb machte, um selber die Reise bestreiten zu können. Die Summe, die sie dem Papa als meinen Antheil an den Reisekosten angab, war nicht groß; wohl aber die Rechnung, die sie ihm nach der Rückkehr vorlegte, und die zu bezahlen ihn in große Verlegenheit setzte. Millicent, sie brachte eine noch größere für Mr. Canterbury; und ich weiß, daß die beiden Rechnungen die ganzen Kosten der Reise ausmachten, so daß sie und Caroline kostenfrei gingen.“

Millicent's Gesicht erglühte bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit. Sie — die so einfachen, ehrlichen und schuldlosen Gemüthes war, konnte es nicht glauben. Sarah hatte schon früher einmal hiervon gesprochen, doch nicht so offen und deutlich.

„Ich habe seitdem die bitterste Reue gefühlt,“ fuhr Sarah Annesley fort. „Ich kann in der Nacht nicht schlafen; und wenn ich einschlafe, wache ich, plötzlich im Traume zusammenfahrend, wieder auf.

Ich habe noch nie vorher erfahren, was Gewissensbisse sind."

„Meinst Du nicht, daß Dein Kummer um Deinen Vater Dich zu einer übertriebenen Anschauung der Sache veranlaßt?", wagte Millicent zu fragen.

„Nein; denn ich glaube nicht, daß seine Gesundheit in so kurzer Zeit wankend geworden wäre, hätte ich ihn damals nicht so lange allein gelassen", fuhr Sarah mit leiser, vor Bewegung zitternder Stimme fort, indem sie ihre glühende Stirn auf den kühlen weißen Marmor des Kaminsimses drückte. „Er hatte dadurch mehr Arbeit in der Gemeinde zu verrichten, die meinige sowohl, als seine eigene; er hatte Niemanden, der ihm die Besuche bei den Armen und den Kranken abnahm; er verrichtete den ganzen Gottesdienst an den drei Sonntagen, während welcher Mr. Lowe krank war, und zog sich dann schließlich noch eine heftige Erkältung zu, die um so schlimmer ward, als er nicht zu Hause bleiben und sich pflegen konnte. Alles dieß zusammen verfehlte nicht seine Wirkung auf ihn, Millicent, und macht, daß er früher erliegt, als es sonst der Fall gewesen wäre."

„Ich kann nicht länger dableiben, Sarah", sagte Millicent, erzählte ihr von Mr. Canterbury's eiliger Reise nach London, und fragte, ob er etwas für sie ausrichten könne.

„Ich danke Dir, nein. Falls er Mrs. Annesley sehen sollte, so mag er ihr sagen, wie krank der Papa ist. Wir sind mit den Londoner Annesleys nie sehr befreundet gewesen, Millicent. Ich denke

mir, sie ist eine sehr kalte Frau. Ich hoffe, Dein Papa wird Mr. Dunn weniger krank vorfinden. Es wundert mich, daß Mrs. Dunn nicht Olive oder Jane kommen ließ."

„Du mußt Lydia's Art und Weise vergessen haben, wenn Du etwas der Art von ihr erwarten kannst", erwiderte Millicent lächelnd. „Lydia steht durchaus auf eigenen Füßen. Adieu, Sarah. Papa wird in einem wahren Fieber von Aufregung sein."

Das Erste, was Millicent erblickte, als sie am Thore des Pfarrhauses anlangte, war Mrs. Canterbury's Wagen. Der Kutscher hielt an, als er sie sah, und der Diener ließ den Wagenschlag herunter, worauf Millicent ihrem Vater den kleinen Auftrag mittheilte.

„O, schon gut. Adieu, meine Leta. Ich weiß, daß ich zu spät an der Eisenbahn ankommen werde."

Damit fuhr der Wagen fort, und Leta schaute ihm lächelnd nach.

"Wozu ist denn der Wagen schon so früh auf der Landstraße?"

Bei diesen Worten ward eine Hand auf Millicent's Schulter gelegt, und wie diese sich umwandte, schaute sie Caroline Kage in ihr liebliches Gesicht. War aber Mr. Canterbury's Wagen zu so früher Stunde ein ungewohnter Anblick, so war der von Caroline Kage um diese Zeit dieß in nicht geringerem Grade. Millicent, anstatt die Frage zu beantworten, that, was man häufig thut, sie fragte ihrerseits, was Caroline schon so früh herausführe.

„Mama kam so verdrießlich wie nur möglich herunter. Sie fand an mir und aller Welt etwas auszusetzen, und darum dachte ich, es werde eine kleine Abwechslung sein, den Vormittag in den Dorfschulen zuzubringen. Der Himmel weiß, das Leben hier ist einförmig genug.“

„Einförmig?“

„Nun, ich finde es so. Der Aufenthalt vorigen Herbst im Seebade hat mir geschadet, wie mir scheint, wenigstens in sofern, als ich Chilling seitdem unerträglich finde. Und der Wagen, Leta?“

Leta erzählte ihr, was sich ereignet hatte, und daß Mr. Canterbury nach London reise, wohin jenes schreckliche Telegramm ihn beschieden.

„Hast Du ihm Deine Grüße aufgetragen?“

„Nein, das vergaß ich. Es ist heute Morgen Alles in der größten Verwirrung hergegangen. Lydia würde auch keinen großen Werth auf dieselben gelegt haben; sie schickt selbst auch nie Grüße.“

„Ich meinte damit nicht Lydia, sondern Thomas Kage.“

„Caroline!“

„Ach, schon gut! Du hättest sie ihm gern gesandt, und er hätte sie ebenso gern empfangen. Er hat jetzt, da er die Mutter verloren, Niemanden als Dich. Du brauchst nicht dunkelroth zu werden, Leta!“

Leta Canterbury lief davon. Wie heiß auch der Name von Thomas Kage ihr Herz erglühen machte, so waren ihr doch solche Bemerkungen nicht

angenehm. Caroline setzte ihren Weg bis zur Post fort, ehe sie nach der Schule ging, und warf einen Brief an Thomas Kage in den Kasten. Denn sie hatten sich daran gewöhnt, mit einander Briefe zu wechseln, jedoch nur als Verwandte.

Sechstes Kapitel.

Unter mondbeleuchtetem Himmel.

Es war Ostern. Mr. Dunn war todt, aber Mr. Annesley hatte sich wieder erholt und lag nochmals seinen geistlichen Pflichten ob; doch schüttelte der alte Herr den Kopf und meinte, es sei nur das Aufflackern eines erlöschenden Lichtes.

Der Ostermontag war ein wichtiger Tag in Chilling. Vormittags war Gottesdienst, dann Schulschmaus für die Dorfkinder und schließlich großes Festessen auf dem „Fels." Die Gesellschaft befand sich jetzt auf dem Wege nach dem Schulhause.

Der Pfarrer, mit seinem guten, wohlwollenden Gesichte und ehrwürdigen weißen Haar, kam, auf den Arm seiner Tochter gestützt, aus seinem Hause. Auf dem kleinen grünen Rasenplatze vor dem Schulhause fand er eine Gruppe von Freunden versammelt, die dort plaudernd stehen geblieben waren — die Misses Canterbury, den ehrenwerthen Anstin Rufort, Geistlicher, gleich ihm, und Mrs. Kage nebst ihrer Tochter. Mr. Rufort, ein großer Mann etwas über

dreißig Jahre alt, schob Miß Annesley lächelnd bei Seite und gab dem Pfarrer, für den er in letzter Zeit oft den Gottesdienst gehalten, die Stütze seines starken Armes. Sie sollten Alle Abends auf dem „Fels“ speisen.

„Papa, Du weißt, daß Du nur eine halbe Stunde in der Schule bleiben darfst,“ sagte Sarah. „Du wirst das Dankgebet gern selber sprechen, aber Mr. Rufort muß alle Reden halten.“

„Es wundert mich, lieber Pastor, daß Sie sich überhaupt nach der Schule wagen,“ sagte Mrs. Kage mit schmachtender Stimme. „Armenkinder sind im besten Falle widerwärtige Geschöpfe.“

Indem sie sprach, führte Mrs. Kage ihr Glas ans Auge, um neue Ankömmlinge zu betrachten. Sie trug ein grauseidenes Kleid und einen weißen Hut und nannte dieß mit dreister Stirn Trauerkleidung. Sie hatte dieselbe um Lady Kage angelegt, denn es klang gut, zu sagen: „Ich traure um die verstorbene Lady Kage,“ wie sehr sie diese Dame auch zu deren Lebzeiten verachtet hatte. Die Misses Canterbury waren um Mr. Dunn in wirklicher Trauer, in schwarzer Kleidung.

„Ah, Fry!“, rief der Pfarrer, einem bejahrten Manne die Hand entgegenstreckend, der, auf einen Stock gelehnt, herbeigekommen war. „Wie geht es Euch, Fry?“

„Ich dachte, ich wollte bei diesem schönen Wetter herauskommen und noch einmal Alle beisammen sehen,“ sagte der Angeredete, welcher der Küster des

Orts, obwohl nicht mehr im Stande, sein Amt zu verwalten, und ehedem Dorfschulmeister in der Knabenschule gewesen war. „Ihr Diener, meine Herrschaften. Ich werde, ehe das nächste Osterfest kommt, schon unter dem Rasen liegen.“

„Und noch Jemand an Eurer Seite, John, wenn ich mich nicht sehr irre,“ sagte Mr. Annesley mit bedeutungsvoller Miene.

Die kleine Gesellschaft war so sehr mit sich selber beschäftigt, daß Niemand einen Herrn in tiefen Trauerkleidern bemerkte, der den Weg hinab zu ihnen herankam. Mrs. Kage, die nach allen Richtungen ihre Blicke sandte, sah jetzt auch auf ihn und traute ihren Augen nicht, als sie Thomas Kage in ihm erkannte.

„Wie außerordentlich merkwürdig!“ rief sie aus „Was kann ihn hierher führen?“

Bei diesen Worten wandten sich Alle um. Er war bereits ganz nahe zu ihnen herangekommen und sein Erscheinen bewirkte keine geringe Aufregung, innerlich sowohl als äußerlich. Diejenigen, welche ihn kannten, wie Mr. Annesley und dessen Tochter, hießen ihn mit ausgestreckten Händen willkommen; Mrs. Kage reichte ihm ihre Fingerspitzen. Die, welche ihn nicht kannten, schauten ihn mit verwunderten Blicken an; und die beiden jungen Damen, Millicent und Caroline, waren sich heiß erglühender Gesichter und wild pochender Herzen bewußt.

Millicent stellte ihn sehr schüchtern ihren Schwestern vor, „Mr. Kage.“ Olive, die sich an Mr. Kage

nicht so gut erinnerte wie jene, war ein wenig im Unklaren; doch verbeugte sich die stattliche Dame höflich gegen ihn und ergriff die erste Gelegenheit, ihre Schwester zu fragen: „Was ist das für ein Mr. Kage, Leta? Wer ist er?“

„Ei, Olive, weißt Du es nicht? Mr. Kage, den wir in Little Bay kennen lernten. Er war im Januar hier, hatte aber keine Zeit, Dir seinen Besuch zu machen; Papa traf ihn im Pfarrhause; und seine Mutter, Lady Kage, starb gleich nach seiner Rückkehr nach London.“

Olive fand diese Erklärung ziemlich ungenügend; doch Leta war von Natur schüchtern und nicht sehr geläufig in ihrer Rede. Olive wandte sich dann, über seine Person aufgeklärt, zu dem Fremden, um seine Bekanntschaft zu machen; sie hatte durch die Garstons von Mutter und Sohn gehört und zwar Gutes, außerdem gefiel ihr sein Gesicht. Olive Canterbury las in den Gesichtern der Leute wie in einem Buche, und sie behauptete, daß sie sich noch nie getäuscht habe. Leta erröthete abermals heftig, denn sie sah ihren Vater mit ausgestreckter Hand auf Mr. Kage zugehen. Seit jenem ersten Begegnen im Pfarrhause hatten sie in London einander näher kennen gelernt.

Das Räthsel von Mr. Kage's Erscheinen war bald gelöst. Die Geschäftsangelegenheit, in der er das vorige Mal nach Aberton gekommen, hatte ihn nochmals dorthin geführt, und er war dann zu Fuße von dort hinausspaziert.

„Da es in London Feiertag ist, ergriff ich die Gelegenheit, die Reise zu machen," sagte er, „indem ich vergaß, daß es auf dem Lande ein noch größerer Feiertag und kein Mensch in Aberton zu Hause zu finden sein werde. Ich muß jetzt bis morgen dableiben."

„Und heute Abend auf dem „Fels" mit uns speisen, hoffe ich," sagte Mr. Canterbury. „Wir werden eine vergnügte kleine Gesellschaft sein; es werden sich alle diese guten Freunde dort versammeln."

„Ich danke Ihnen. Aber ich habe dazu keinen Anzug mitgebracht."

Alle lachten hierüber. Miß Canterbury versicherte ihn nachdrücklich, daß sie ihn ebenso gern im Ueberrock sehen werde, wie im Frack, und Mr. Rufort erklärte, er werde ebenfalls im langen Rock erscheinen. Und so ward es beschlossen.

Millicent, die von weitem verstohlene Blicke auf ihn warf, fand, daß er mager, blaß und elend aussehe. Und so hatte er in der That seit dem Tode seiner Mutter ausgesehen, denn er gab sich dem Schmerze um sie in einem Grade hin, der seine Wirkung auf die Gesundheit nicht verfehlen konnte.

Inzwischen warteten die Schulkinder auf die Gesellschaft und man ging hinein. Caroline Kage, deren reizendes Gesicht vor Freude strahlte, blieb mit Millicent ein wenig hinter den Uebrigen zurück, und flüsterte mit ihrer gewohnten Falschheit dem

arglosen Mädchen von Thomas Kage's Liebe zu ihr vor.

„Es muß ihm von dem heutigen Feste geträumt haben, Leta, und daß er Dich dabei sehen werde."

„Er sieht alle Uebrigen eben so wohl."

„Was schadet das?"

„Findest Du nicht, daß er sehr elend aussieht?"

Caroline hatte davon nichts gemerkt. Sie besaß keine schnelle Beobachtungsgabe.

„Es sieht Jeder blaß aus in tiefer Trauer. Er ist ganz in Schwarz, wie Du siehst, sogar bis auf seine Hemdknöpfe."

„Ja, aber sein Gesicht hat einen elenden, abgehärmten Ausdruck."

„Das kommt von seiner verzehrenden Sehnsucht nach Dir."

„Caroline," sagte Millicent sehr ernst und mit tiefem Erröthen, „ich muß Dich nochmals bitten, nicht in dieser Weise zu sprechen. Warum bestehst Du nur darauf? Es ist die größte Thorheit, meinen Namen mit dem seinigen in Verbindung zu bringen, und mir außerdem sehr unangenehm. Wir haben nichts in der Welt mit einander zu thun, wie Du wohl weißt. Er macht sich nicht mehr aus mir als aus sonst irgend Jemanden."

„Was so viel sagen will, als daß Du Dir sehr viel aus ihm machst."

„Nein, keineswegs. Ich bitte Dich, laß dieß für die Zukunft. Denke nur, in welche Verlegenheit

es mich setzen würde, falls Olive oder sonst Jemand Dich hörte."

Caroline lachte in einer Weise, die Leta verdroß.

„Ich bitte Dich, Caroline; Du würdest es selber nicht gern haben. Denke nur, daß er und der Papa einander in London sahen! Papa hat nie ein Wort davon erwähnt."

„Ich möchte wissen, wie es mit ihm steht," rief Caroline plötzlich aus.

„Wie's mit ihm steht!"

„Hinsichtlich des Geldes. Die Mama sagt, Lady Kage sei erschrecklich geizig gewesen; es ist also möglich, daß sie ein Vermögen zusammen gescharrt und ihm hinterlassen hat."

„Ich hörte Deine Mama einmal sagen, Lady Kage sei sehr arm; sie meinte vielleicht für eine Dame von Range."

„Da ist er; — er wartet auf — auf Dich, Leta."

Mr. Kage war vor dem Schulhause stehen geblieben und schaute zurück. Das zarte Roth auf Carolinens Wangen wurde tiefer; und ungeachtet dessen, was sie soeben gesagt, war sie es, die an seiner Seite hineinging, unbekümmert darum, was aus Leta wurde.

Schulfeste waren nicht nach Mrs. Kage's Geschmacke. Sie kam zu denselben, weil Andere kamen und weil es eine Fest-Zeit war, welche ihr Gelegenheit gab, ihre besten Kleider zur Schau zu tragen.

Das gegenwärtige Fest schien ihr nicht wichtiger als alle andern, und als der Pfarrer, von Thomas Kage — dem er mancherlei Fragen über seine alte Freundin, Mrs. Garston, vorzulegen hatte — geführt, das Schulhaus verließ, ergriff Mrs. Kage die Gelegenheit, um sich aus dem Staube zu machen. Wozu hätte sie noch bleiben sollen? Mr. Canterbury hatte sich nur wenige Minuten aufgehalten, Lord Rufort war nicht gekommen; und dieß waren die einzigen beiden Personen, an deren Umgang Mrs Kage gelegen war, indem der Eine wegen seines Reichthums, der Andere wegen seines Ranges über andern Leuten stand. „In Lord Rufort's Gesellschaft fühle ich mich zu Hause; es scheint mir dann, wie wenn die alten Zeiten wieder zurückgekehrt wären,“ pflegte Mrs. Kage zu ihren Bekannten zu sagen.

Nachdem sie den Geistlichen bis in sein Haus begleitet hatte, nahm Mrs. Kage ohne Umstände Thomas Kage's Arm, damit er sie nach Hause führte.

„Sie haben keine Eile, wieder zur Gesellschaft zurückzukehren?“ fragte sie ihn, weil sie einen bestimmten Zweck mit ihm verfolgte. Ungeachtet der List ihrer Tochter, mit der diese sie noch immer zu täuschen suchte, hegte Mrs. Kage einen leisen Verdacht, daß der Liebesaustausch, falls überhaupt ein solcher vorhanden, eher zwischen Mr. Kage und Caroline, als zwischen ihm und Leta Canterbury bestehe. Dieß wäre unerträglich, ja, es wäre gar nicht daran zu denken, falls Thomas außer seinem Berufe gar keine Mittel besaß; hatte er aber von seiner Mutter ein ordentliches

Vermögen geerbt, nun, da war vielleicht der unglückliche Umstand, daß er der Sohn jener von ihr verachteten Frau war, mit der Zeit zu überwinden. Mrs. Kage hatte Beispiele gehört, wo Rechtsanwälte, auf die sie voll Verachtung herabblickte, sich zu den höchsten Aemtern emporgeschwungen hatten. Es war ein Gerücht nach Chilling gedrungen, daß Lady Kage ein schönes Vermögen hinterlassen habe. Mrs. Kage erstaunte darüber, meinte aber, es sei nicht unmöglich. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen.

Es war nicht weit von der Pfarrwohnung bis zu Mrs. Kage's Hause und auf dem Wege dahin sprach sie nur von gleichgiltigen Dingen; nachdem sie ihn aber eingeladen, in ihr Wohnzimmer einzutreten, begann sie:

„Jetzt, da wir ein paar Augenblicke für uns haben, müssen Sie mir erlauben, lieber Thomas, Sie zu fragen, wie die Sachen mit Ihnen stehen," flüsterte sie in einem zärtlichen, vertraulichen Tone, wie sie noch nie in ihrem Leben zu ihm gesprochen. Der Tod Ihrer lieben Mutter war mir ein erschütternder Schlag, das versichere ich Ihnen."

„Wie für uns Alle," entgegnete er ruhig, am Fenster stehend, während sie sich ihm gegenüber auf das Sofa setzte.

„Ja, ja, es war sehr traurig. Ich würde mir am Tage der Beerdigung die Gebete für die Todten von Caroline haben vorlesen lassen, hätte ich nicht befürchtet, daß dieß dem armen Kinde düstere Gedanken in den Kopf setzen könnte."

Mrs. Kage hätte hinzufügen können, daß das Erwecken solcher Gedanken auch für sie etwas entschieden Unangenehmes habe; sie schüttete drei Viertheile eines Fläschchens von kölnischem Wasser auf ihr Taschentuch.

„Setzen Sie sich, Thomas; ich kann von solchen traurigen Sachen nicht sprechen, wenn man mir nicht ganz nahe sitzt. Ist Ihnen eine gute Versorgung geblieben, lieber Thomas?“

„Eine weit bessere, als ich erwartet hatte. Meine Mutter war bis zu ihrem Ende voll aufopfernder Liebe für mich.“

„Das ist recht,“ sagte Mrs. Kage, mit Selbstbehagen ihren Fächer öffnend. „Hatte Lady Kage viel Geld gespart?“

„Ja. Ich bin der Ansicht, daß sie sehr viel erspart hat.“

Seine Gedanken bei dieser Antwort waren mit den unbedeutenden Einkünften, die seine Mutter genossen, beschäftigt. Mrs. Kage's Vorstellungen waren dagegen von ganz anderer Beschaffenheit.

„Und sie hat Alles Ihnen vermacht, lieber Thomas?“

„Sie hat Alles meiner Schwester, Mrs. Lowther, vermacht, mir gar nichts.“

Es war selten, daß Mrs. Kage eine so gewöhnliche Gemüthsbewegung wie Erstaunen an sich wahrnehmen ließ, bei dieser Gelegenheit war es ihr jedoch unmöglich, sich gänzlich zu verstellen. Seine Antwort

schien allerdings mit dem, was er soeben vorher gesagt, im Widerspruche zu stehen.

„Wir sind Verwandte, wie Sie wissen, Thomas, obgleich sehr weitläufig. Sie haben deßhalb keine Ursache, mir zu verschweigen, welche Verfügungen Ihre Mutter getroffen hat. Es ist nicht mehr als natürlich, daß mir die Sache wichtig ist."

„Ich will Ihnen mit dem größten Vergnügen Alles sagen," erwiderte er und sah ihr mit seinen guten, treuen Augen offen ins Gesicht, „obgleich es sehr wenig zu erzählen giebt —"

„Ihre Mutter machte doch ein Testament?" sagte Mrs. Kage, ihn lebhaft unterbrechend.

„Allerdings, und ernannte mich zum alleinigen Vollstrecker desselben. Das Geld, das sie erspart, belief sich, nachdem alle Forderungen bezahlt waren, auf mehr als achthundert Pfund. Ich gab Charlotten in der vorigen Woche die Summe."

Mrs. Kage's Gesicht verlängerte sich. Für Jemanden, dessen Gedanken mit mehr als dem Doppelten dieser Summe in Tausenden umgegangen, sind achthundert Pfund eine armselige Kleinigkeit.

„O!" sagte Mrs. Kage. „Was wollten Sie denn damit sagen, daß Ihre Mutter Ihnen mehr hinterlassen, als Sie erwartet hatten?"

„Als das Testament geöffnet wurde, ergab es sich, daß sie mir den größeren Theil des Hausgeräths hinterlassen. Einige wenige Sachen und die Hälfte des Silbergeschirrs sind für Charlotte, von Letzterem ist überhaupt nicht viel da. Dann hatte sie

eine Summe ausgesetzt, um noch auf ein Jahr die Hausmiethe zu bezahlen, und ihren ausdrücklichen Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich noch so lange in dem Hause wohnen bleibe, falls sich nicht besonders Wichtiges ereignete, das mich dasselbe zu verlassen nöthigte."

Mrs. Kage fächelte sich ziemlich heftig.

„Ein sehr ungerechtes Testament, das muß ich sagen!" bemerkte sie. „Charlotte Lowther war keine Blutverwandte Ihrer Mutter."

„Sie war das Kind meines Vaters, und meine Mutter liebte sie wie ihr eigenes. Außerdem bedarf Charlotte der Hülfe weit mehr als ich. Ich finde, daß meine liebe Mutter kein gerechteres Testament hätte machen können."

„Wollen Sie so gut sein, ein Räucherkerzchen anzubrennen, Thomas; Sie werden dort hinter sich eine Anzahl finden. Hat Lady Kage der Dorothy etwas vermacht?"

„Sie vermachte sie mir," antwortete er lächelnd, indem er sich umsah. „Dorothy bekam einige Kleidungsstücke und zwanzig Pfund Sterling, und ihren nächsten Jahrlohn vorausbezahlt."

„Und Sie haben nichts, als ein paar erbärmliche Tische und Stühle! Mein Himmel! Was man für erstaunliche Dinge erlebt."

„Es ist dieß viel mehr, als ich erwartet hatte. Ich hatte auf nichts als ihren Segen gehofft. Ich kann Ihnen sagen, daß ich, als ich das Testament las und fand, daß mir auf ein ganzes Jahr eine

freie Wohnung zugesichert und dazu Dorothy's Lohn bezahlt war, mich förmlich reich fühlte. Wenn ich meine Mutter nur auf eine Minute sehen könnte, um ihr meine Dankbarkeit auszudrücken."

Mrs. Kage hielt es nicht der Mühe werth, sich in noch weitere Erörterungen einzulassen; sie betrachtete ihn als einen halben Narren, und schalt sich fast selber eine Närrin, weil sie nur einen Augenblick dem Gedanken Raum gegeben, Lady Kage könne etwas hinterlassen haben, das der Erwähnung werth sei. Thomas durfte jetzt gehen, und nachdem sie sich von ihrer Kammerjungfer einige Tropfen rothen Lavendels hatte geben lassen, legte sie sich, um sich durch ein Schläfchen zu erfrischen.

Dasselbe währte aber so lange, daß sie beim Erwachen entdeckte, daß sie nur gerade noch Zeit habe, zum Festmahl auf dem „Fels" sich zu putzen. Caroline hatte sich ebenfalls verspätet und erschien erst im letzten Augenblicke, in einem weißen Kleide mit schwarzer Schärpe und schwarzen Hals- und Armbändern. Mrs. Kage machte große Augen über den Anzug, der so verschieden war von dem, was sie bestimmt hatten.

„Und Dein rosa seidenes Kleid? Und Deine Perlen?"

„O, Mama, es war mir unmöglich, das anzuziehen!" lautete Carolinens Antwort in einem Tone wirklichen Gefühls. „Wie könnte ich in allerlei bunten Farben einherstolzieren, während Thomas

Kage in seiner tiefen schwarzen Trauer an meiner Seite ist?"

„Du warst heute Morgen nicht in Trauer, und er sah Dich."

„Ich weiß wohl; und ich habe mich noch nie im Leben so sehr geschämt. Er hat seine Mutter so lieb gehabt, und sie ist noch keine zwei Monate todt."

„Und was dann?"

„Er muß uns für herzlos halten."

„Es ist völlig unwichtig, wofür er uns hält. Er — Ist das der Wagen? Mein Himmel! Ich hatte Dir noch etwas zu sagen."

Der schöne große verschlossene Wagen mit den dazu gehörigen Dienern vom „Fels" war vorgefahren; darin saßen bereits Mr. und Miß Annesley. Mr. Canterbury hatte darauf bestanden, Mrs. Kage und Caroline sowohl abholen, als Abends wieder nach Hause fahren zu lassen.

Thomas Kage war angenehm überrascht über die Ordnung und Einfachheit, die überall im „Fels" herrschte; da ihm Mr. Canterbury's Reichthum bekannt, hatte er etwas von der prunkenden Schaustellung des Emporkömmlings vorzufinden erwartet, die seinem fein gebildeten Geschmack im höchsten Grade verletzend war. Pracht war natürlich vorhanden, dieß war bei so großem Reichthume kaum anders möglich; doch war dieselbe eher fühlbar als sichtbar.

Lord Rufort, ein hochgewachsener Mann, steif,

wie wenn er ein Ellenmaß verschluckt hätte, mit grauem Kopfe, der sich vor Niemanden beugte, führte Miß Canterbury zu Tische, — Mr. Canterbury Mrs. Kage. Thomas Kage sah nicht und bekümmerte sich auch nicht darum, wie die übrige Gesellschaft saß, er hatte Caroline an seiner Seite, und das war Alles, was er verlangte. Leta war Austin Rufort zugefallen, und hielt sich für sehr schlecht berathen. Vielleicht dachte Mr. Rufort dasselbe für sich; er betrachtete Leta als noch nicht volljährig, und hätte bei weitem lieber bei ihrer Schwester Jane gesessen. Aber Jane war Mr. Carlton von Chilling Hall zuertheilt worden.

Sie saßen sechzehn zu Tische, Olive, in ihrem schwarzen Kleid und der weißen Rose im Haar, als liebenswürdige, stattliche Wirthin am obern Ende der Tafel; Mr. Canterbury, noch immer ein hübscher Mann, aufrecht und schlank, am untern Ende, — Mrs. Kage, deren magere Haut durch ihr Spitzenkleid schimmerte, ihm zur Seite. Die Dienerschaft war zahlreich und aufmerksam, alle Tafelvorkehrungen reich und schön, und die Gäste mit einander im Einklange. Es war die angenehmste Tischgesellschaft, bei der Thomas Kage je zugegen gewesen, und während der kurzen Dauer desselben war er sogar im Stande, seinen Kummer zu vergessen.

Nach dem Essen wurde gesungen. Der Abend war so mild, daß das große Fenster offen stand und Einige aus der Gesellschaft dort auf die schöne mondbeleuchtete Landschaft hinabschauten. Doch kam

Mr. Canterbury bald mit Warnungen über die Nachtluft und das Fenster ward geschlossen. Mr. Annesley und seine Tochter fuhren gleich nach der Mahlzeit wieder nach Hause. Mrs. Kage, die mit ihnen zugleich von dem Wagen hätte Gebrauch machen sollen, erklärte, sie sei noch nicht zum Gehen bereit und blieb noch da.

„Olive,“ sagte Mr. Canterbury, sich eine Minute lang zu seiner Tochter setzend, „welch ein außerordentlich hübscher Mensch das ist!“

„Wer, Papa?“ fragte Miß Canterbury sehr natürlicherweise.

„Der junge Kage. Er gefiel mir schon das erstemal, da ich ihn sah, während jener wenigen Minuten im Pfarrhause voriges Jahr; dann noch besser in London, und heute besser als je. Ein außerordentlich gescheiter Mensch, davon bin ich überzeugt, verständig und ganz anspruchslos.“

Olive nickte mit dem Kopfe und lächelte, weil ihr Vater einmal richtig geurtheilt hatte. Für gewöhnlich zeichnete Mr. Canterbury sich nicht als Menschenkenner aus. Sie mit ihrem sichern, scharfen Blicke hatte ebenfalls an Thomas Kage Gefallen gefunden. Und so verging der Abend.

Mr. Carlton bot Mrs. Kage einen Platz in seinem Wagen an; Caroline zog es in ihrer gewohnten Launenhaftigkeit vor, nach Hause zu gehen; es sei ein zu schöner Abend, sagte sie, als daß sie ihn nicht genießen sollte, und ihr Vetter, Thomas Kage, könne sie begleiten.

Es war in der That ein herrlicher Abend, als sie hinauskamen — Caroline hatte einen Shawl um die Schultern geworfen. Mr. Canterbury fürchtete, sie werde sich Gesichtsschmerzen holen, worüber Caroline hell auflachte; das, meinte sie, sei nur ein Leiden alter Leute. Zwei oder drei der übrigen Gäste gingen ebenfalls, und so machten sie sich zusammen auf den Weg über die Felder. Jane und Leta Canterbury gingen mit ihnen bis an das Seitenpförtchen und eilten dann ins Haus zurück. O, ihr glücklichen, sorgenlosen Tage der Jugend, wo der Körper keine Schmerzen, das Herz keinen Kummer fürchtet!

Mrs. Kage, die natürlich zuerst zu Hause anlangte, hörte das laute fröhliche Geplauder und Gelächter der über das Feld daher Kommenden und öffnete den Fensterladen, um hinauszuschauen. Ihre Augen sahen nicht mehr sehr klar, was sie aber um die Welt nicht eingestanden hätte; doch ist es erstaunlich, wie scharf selbst trübe Augen sehen können, wenn ihnen die Furcht oder die Selbstsucht als Brille dient. Sie erspähte jetzt, und ihre Stirn verfinsterte sich bei dem Anblicke, daß Caroline und Mr. Kage hinter den Uebrigrn, die plaudernd und lachend vorwärts eilten, zurückblieben und mit einander beschäftigt waren.

In der That verhielt es sich so. Wie sie aus dem Hause kamen, ging Caroline zu ihm heran und er bot ihr seinen Arm an. Sie war die Ursache, daß sie hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben;

und ihre Stimme war es, die zuerst jenen leisen, zitternden Ton annahm, der, ungeahnt, die Liebe verräth. Thomas Kage's Herz war zum Zerspringen voll; in der Wonne, sie fest an seinem Arm zu halten, durchschauerte und durchglühte es ihn mit einer nie gekannten Freude. Doch war er zu ehrenhaft, um dieß zu verrathen, und ging, hier und da eine alltägliche Bemerkung fallen lassend, in bedeutungsvollem Schweigen an ihrer Seite.

Mrs. Kage hatte es heute Abend bei Miß Canterbury so einzurichten gewußt, daß Thomas auf eine Weile neben ihr gesessen und sie hatte bei dieser Gelegenheit in freundschaftlicher Vertraulichkeit ein paar Worte über ihre hohen Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft ihrer Tochter gegen ihn fallen lassen. Caroline sollte eine Heirath machen, die mit dem Range ihres Großvaters, Lord Gunse, im Einklange stehe. Mrs. Kage war nicht sicher, wie es schien, ob nicht der ehrenwerthe Mr. Rufort ein begehrliches Auge auf ihre Caroline geheftet; aber sie habe ihm zu verstehen gegeben, daß sie für ihre Tochter nicht bloß Rang, sondern auch Wohlstand beanspruche. Die listige Mrs. Kage wußte wohl, daß der ehrenwerthe Mr. Rufort eben so wenig an ihre Tochter dachte, wie an sie; doch schien es ihr zweckdienlich, diese Fabel wegen Thomas Kage zu erfinden.

Zu welchem Zwecke aber? Sie hätte durchaus nicht zu fürchten nöthig gehabt, daß Thomas Kage ihrer Tochter oder irgend einem andern jungen Mädchen etwas von Liebe sagen werde, bis seine Stellung

ihn dazu berechtigte. Nach seinen jetzigen Aussichten zu urtheilen, konnte er diesen wünschenswerthen Zustand ungefähr dann erreicht haben, wenn Caroline, aller wahrscheinlichen Berechnung nach, bereits Großmutter war. Er hätte Alles in der Welt darum gegeben, seine Stellung zu verbessern; aber dieselbe war nun eben, was sie war, und er konnte daran nichts ändern. Thomas Kage war nicht der Mann, der selbst unter den sinnverwirrendsten Verhältnissen den Kopf verlor; seine Vorsicht war in seiner Hand, wenngleich er über seine Liebe keine Macht besaß, und Carolinens Zukunft war ihm eben so theuer als sie selber.

Dessenungeachtet hatte er nicht das Geringste dagegen, diesen Abendspaziergang so lang wie nur möglich auszudehnen und die Erinnerung an denselben als einen der süßesten Augenblicke seines Lebens zu hegen. Der Mond, der am tiefblauen Himmel wie blasses Gold aussah, schimmerte weiß und zart auf dem jungen Grase zu beiden Seiten des Feldpfades, auf den sprossenden Hecken und dem Steg, den sie überschritten hatten. Die Luft war blau und der Abend überhaupt so schön, wie man ihn sich nur denken kann. Daß Caroline ihn liebe, bezweifelte Mr. Kage nicht länger; ihr Benehmen verrieth dieß nur zu deutlich. Er hatte sich vorher schon der seligen Hoffnung hingegeben, — jetzt aber wußte er es; und es mag sein, daß er ganz unwillkürlich in einem zärtlichen Tone zu ihr sprach, in einem Tone, der von der angeredeten Person selten mißverstanden

wird. Eine blendende Ahnung zukünftiger Wonne stieg vor ihm auf und schien Alles in Gold zu verwandeln. Tadeln wir ihn deßhalb nicht, sondern gedenken wir lieber der Augenblicke unsers Lebens, wo wir uns ähnlichen Träumen hingaben.

„Ist es wahr, daß wir Dich nach dem heutigen Abend nicht mehr wiedersehen werden?“ fragte sie endlich, ein langes Schweigen brechend.

„Ganz wahr. Ich muß mein Geschäft in Aberton morgen in aller Frühe besorgen und dann mit dem elf Uhr-Zuge wieder nach London zurückkehren.“

„Es wundert mich, daß Du es nicht so einrichtest, daß Du etwas länger dableiben kannst,“ fuhr sie fort und hoffte, daß er das Pochen ihres Herzens nicht hören möge. „Vielleicht würdest Du Dir nichts daraus machen.“

„Ich würde mir sehr viel daraus machen, Caroline; aber es ist dieß eben nicht möglich. Das Leben hat seine Widerwärtigkeiten sowohl als seine Hoffnungen und Freuden.“

„Hast Du Widerwärtigkeiten?“

„Ja.“

„Worin bestehen dieselben?“

„Einige derselben wären für Dich nicht besonders wichtig. Andere, die Dich interessiren dürften, kann ich jetzt nicht erwähnen.“

„Warum nicht?“

„Der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen. Sollte derselbe je kommen, so sollst Du sie erfahren.“

Es ist möglich, daß sie ihn verstand, — ja, es

ist sogar möglich, daß er dieß beabsichtigte. Es ward nichts weiter gesprochen. Doch erinnerte Caroline sich später sehr lebhaft, daß sie zur Erwiderung seinen Arm unwillkürlich fester an sich gedrückt hatte; — und sie legten den Rest des Weges in jenem köstlichen Schweigen zurück, das so viel beredter ist, als Worte.

„Ich muß schnell zurückkehren; ich habe meinen Regenschirm auf dem „Fels" gelassen," rief er aus, als sie vor Mrs. Kage's Eisenpförtchen unter den Lorbeersträuchen anlangten, wo die übrige Gesellschaft Halt gemacht hatte. „Ich werde in fünf Minuten wieder hier sein, Caroline, und hereinkommen, um mich von Deiner Mutter zu verabschieden."

Caroline ging hinein und sagte dieß ihrer Mutter, die jedoch die Nachricht unfreundlich empfing. Sie schloß den Fensterladen, den sie, um die Sachlage zu erforschen, geöffnet, und setzte sich dann mit ihren Wohlgerüchen ans Kaminfeuer.

„Er brauchte sich nicht zu bemühen; es ist gar nichts daran gelegen. Welch ein Schlag ihn getroffen hat!"

„Wen?" rief Caroline.

„Tom Kage. Ich sagte wohl, daß er krank und abgehärmt aussehe."

„Aber was hat es gegeben?"

Caroline stockte bei dieser Frage ein wenig der Athem.

„Seine Mutter hat ihm keinen Schilling hinterlassen; sie hat Alles der Charlotte — wie heißt sie

gleich? — vermacht, ich kann mich des Namens nie erinnern. Nicht etwa, daß viel zu vermachen da war — ein paar erbärmliche Hunderte. Er sagt, es freue ihn, daß Charlotte es statt seiner bekommen, und ich glaube davon gerade so viel, wie mir beliebt. Das arme Geschöpf kann es natürlich sehr gut gebrauchen, mit ihrem Schwarm von Kindern und ihres Mannes unsicherem Verdienst; — es geschieht ihr übigens recht. Sir Charles Kage's Tochter, die mit der gewöhnlichen Person, welche er hernach heirathete, in keiner Weise verwandt war, hätte sich nicht an einen Menschen wegwerfen sollen, der so tief unter ihr stand — ein gewöhnlicher Ingenieur."

Caroline, welche, die Wangen in der Hand und den Elbogen auf die Armlehne ihres Sessels stützend, dasaß, fühlte sich innerlich erstarren.

„Lady Kage war kein gewöhnliches Mädchen, Mama."

„Nicht?" erwiderte Mrs. Kage mit sanfter Stimme, indem sie ihr Riechfläschchen nahm. „Meine liebe Caroline, bildest Du Dir etwa ein, dieß besser zu wissen, als ich? In früherer Zeit, wenn sie als Maria Carr und Charlottens Erzieherin mit dieser ins Zimmer kam, fiel es ihr nicht ein, sich in Gegenwart meiner Familie niederzusetzen, mein Kind, außer wenn es ihr befohlen ward. Ach, es war ein Unglück, daß Sir Charles das Geschöpf in seinen Dienst nahm! Und er that es ungeachtet des großmüthigsten Anerbietens von Seiten meiner Familie."

Caroline sah sie fragend an.

„Meine Mutter ging zu ihm und erbot sich, das Kind zu sich ins Haus zu nehmen und zu erziehen, natürlich ohne Vergütigung, außer dem, was Sir Charles freiwillig dafür zu geben bereit wäre. Sie drang in ihn, dieß anzunehmen; und ich erinnere mich, daß Charlotte schon damals ihren Eigensinn zeigte; denn als meine Schwester Mathilde sie in ihre Arme zog und sie fragte, ob sie mit ihr heimgehen und geliebt werden und Süßigkeiten erhalten wolle, fing das unausstehliche kleine Geschöpf entsetzlich zu schreien an. Meine Mutter sagte ihrem Vater, daß ihr schwarzes Kleid sie weinen mache, und Sir Charles fand dieß sehr wahrscheinlich. Er nahm das Anerbieten nicht an, und was waren die beklagenswerthen Folgen? Maria Carr kam ins Haus und verließ es auch nicht wieder."

Von dieser Betrachtung überwältigt, tränkte Mrs. Kage ihr Taschentuch mit kölnischem Wasser und hielt es an die Nase, wobei sie verstohlene Blicke auf ihre Tochter heftete.

„Hat sie dem Thomas nichts hinterlassen?" frug Caroline, die nur an dieß Eine denken konnte.

„Gar nichts. Sie bezahlte die Miethe des Hauses, in dem er wohnt, auf ein Jahr voraus, damit er so lange wenigstens ein Dach über dem Kopfe habe, und Dorothy's Jahrlohn für dieselbe Zeit, damit sie nach ihm sehe. Ein paar von den alten Tischen und Stühlen gehören ihm; das ist Alles. Mein Kind, ich sehe, wie es kommen wird, und er sieht es selber — er wird in zwanzig Jahren

noch auf demselben Flecke stehen, auf dem er sich jetzt befindet, — ein armer Rechtsanwalt, der mit aller Anstrengung arbeiten muß, um sich Butter und Brod zu verdienen, und dem dieß kaum gelingt. Er hat Niemanden, der ihn unterstützt; das hat er mir heute selber gesagt. Wie kann er da wohl vorwärts kommen?"

Caroline legte einen Augenblick die Hand auf die Brust, wie wenn sie dort einen Schmerz fühlte.

„Ist dieß wahr, Mama?"

„Es ist so wahr, wie das Evangelium," antwortete Mrs. Kage, und dieß Einemal in ihrem Leben sprach sie, ihr widerlich geziertes Wesen vergessend, mit Nachdruck und mit einem theilnehmenden Gesichte. Caroline sah, daß sie in der That die Wahrheit gesprochen, und in diesem jammervollen Augenblicke erlosch der Sonnenschein ihres Lebens.

Thomas Kage kam athemlos und lachend mit dem Regenschirme in der Hand zurück. Mr. Canterbury hatte ihn nach Aberton fahren lassen wollen, doch hatte er dieß abgelehnt. Dafür hatte er auf dem „Fels" eine dringende Einladung erhalten, die Herbstferien dort zuzubringen.

„O, wirklich," sagte Mrs. Kage in unbeschreiblich schmachtendem, schleppenden Tone; „ich würde Ihnen nicht rathen, die Einladung anzunehmen. Olive Canterbury ist herrschsüchtig, Jane in ihre Kirchen- und Schulangelegenheiten vertieft, und Leta eine alberne Gans. Ich will Ihnen eine glückliche Reise wünschen, Thomas Kage. Es ist spät und ich

fühle mich sehr angegriffen." Dabei reichte sie ihm zwei Fingerspitzen.

Caroline ging, ohne um Erlaubniß zu bitten, mit ihm durch die Lorbeersträuche bis ans Eisenpförtchen. Indem er hinausging, wandte er sich um und faßte ihre Hand.

„Adieu, Caroline," sagte er mit leiser Stimme. „Gott sei mit Dir!"

Ihr Herz war wund und nachdem sie einen Augenblick mit ihrem Schmerz gekämpft, brach sie in Thränen aus.

Er war im höchsten Grade überrascht. Hätte er in diesem Augenblicke ein Wort von der Liebe und Hoffnung gesprochen, die sein Herz sich sehnte zu sprechen, so hätte das Leben Beider sich vielleicht ganz anders gestaltet, und der Gang der Ereignisse wäre wohl dadurch gänzlich verändert worden.

„Adieu, Thomas, — adieu!"

Mit diesen Worten entriß sie ihm ihre Hand, eilte ins Haus zurück, und er hörte sie die Thür verriegeln.

„Gute Nacht, Mama," rief Caroline ihrer Mutter zu, indem sie an der offenen Thür des Wohnzimmers vorüber ging; „ich gehe zu Bette."

Sie lehnte sich im ausgeschnittenen Gesellschaftskleide aus ihrem Schlafstubenfenster; die Mondstrahlen fielen auf ihre weißen Schultern, und heiße Thränen stürzten ihr die Wangen hinab.

Caroline hatte Verstand genug, die Sache im wahren Lichte zu sehen und richtig zu beurtheilen.

Sie wußte, daß sie nie die Gattin eines armen Mannes werden könne, ohne zugleich ein Geschöpf wie ihre Mutter zu werden — zu Hause geplagt und sorgenvoll, in der Gesellschaft voll erbärmlicher Geziertheit, stets und beständig falsch und unzufrieden. Sie fühlte für Thomas Kage jene leidenschaftliche Liebe, die das Herz nur Einmal kennt, aber sie wußte, daß sie ihn aufgeben mußte, und der Schmerz brach ihr fast das Herz. Sie schaute ihm über die offenen Felder nach, bis er nur noch ein schwarzer Punkt in der Entfernung war, und streckte im Uebermaße ihres Jammers flehend die Hände nach ihm aus.

„Lebe wohl, Thomas, mein Einziggeliebter! — lebe wohl auf immer!"

Siebentes Kapitel.

Eine neue Heimath.

Der Sommer war da und in den Straßen von London war es heiß und staubig wie so oft in den ersten windigen Junitagen. Thomas Kage fand es förmlich erquickend, als er in den Schutz und Schatten des Bahnhofs-Gebäudes eintrat, um dort auf die Ankunft eines Zuges aus Wales zu warten.

In fünf Minuten dampfte derselbe herein. Mr. Kage schaute aufmerksam in jeden Wagen erster Classe, wie der Zug langsam an ihm vorüber glitt, und erblickte an einem Fenster eine junge Dame in tiefen Trauerkleidern. Ein freundliches Lächeln des Erkennens erhellte seine Züge, wie er zum Gruße den Hut hob.

Der gute alte Pfarrer von Chilling war schon bald nach den Osterfestlichkeiten gestorben. Seine Tochter, der er, wie dieß bei seinen beschränkten Einkünften nicht anders möglich war, nur sehr geringe Mittel hinterlassen konnte, war von Verwandten

in London eingeladen, bei ihnen zu bleiben „bis sich Etwas für sie finde“, was natürlich soviel heißen sollte, als bis sie passende Beschäftigung habe.

Der neue Pfarrer von Chilling war der ehrenwerthe Mr. Anstin Rufort, der Miß Annesley dringend gebeten, das Pfarrhaus, so lange es ihr nur irgend bequem sei, nicht zu verlassen; doch hatte sie vorgezogen, die Einladung nach London sogleich anzunehmen, und Thomas Kage war ersucht worden, sie auf dem Bahnhofe in Empfang zu nehmen.

„Wie freundlich von Ihnen, mich hier zu empfangen!“ rief sie mit froher Stimme. „Wie außerordentlich freundlich!“

„Mrs. Annesley bat mich darum; sie ist nicht wohl und ihre Tochter kaum alt genug, um allein heraus geschickt zu werden. Ich sollte vielleicht sagen: nicht vernünftig genug“, setzte er mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu, wie sie die Halle entlang gingen, um das Gepäck herausbringen zu sehen.

Sarah lächelte ebenfalls. „Ich habe Mr. Dunn sie leichtsinnig nennen hören.“

„Ganz recht. Sie ist eben noch ein Kind, voll Leben und Frohsinn. Mrs. Annesley ist wegen ihrer Kränklichkeit eine zu ernste Gefährtin für sie.“

„Mrs. Annesley ist sehr kränklich, nicht wahr?“

„Sie scheint beständig an etwas zu leiden, gewöhnlich an nervösen Kopfschmerzen. Jetzt aber ist sie kaum von einer starken Luftröhrenentzündung genesen.“

„Sind Sie sehr befreundet mit ihnen?“

„Nicht sehr. Ich machte zufällig gestern Abend

einen Besuch, uud da Mrs. Annesley ihr Bedauern darüber aussprach, daß sie Ihnen Niemand entgegenzuschicken habe, als ein Dienstmädchen, fragte ich, ob ich nicht Ihnen entgegen gehen könne."

„Ich hätte kein anderes Gesicht mit halb so viel Freude gesehen, als das Ihre", sagte Sarah in ihrer einfachen, wahren Redeweise. „Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich Fremde scheue."

„Ist Mrs. Annesley Ihnen eine Fremde?"

„Beinahe. Vor zehn Jahren war ich einmal auf fünf Tage mit meinem lieben Vater in London und wir wohnten bei ihr — Mr. Annesley war damals noch am Leben — und den folgenden Sommer kamen sie auf einen Monat zu uns nach Chilling und brachten das kleine Mädchen mit, damals ein reizendes, liebes Kind von etwa sieben Jahren. Und das ist unsere ganze Bekanntschaft. Wir haben nicht einmal einander geschrieben, außer bei ganz besonderen Veranlassungen, und ich finde es sehr freundlich von Mrs. Annesley, mich jetzt einzuladen."

„Sie konnte kaum weniger thun", sagte Thomas Kage. „Ihr Gatte und Ihr Vater waren Brüder."

„Nur Stiefbrüder. Mrs. James Annesley war zwanzig Jahre jünger als Papa, und sie waren nicht sehr herzlich gegen einander. Mein lieber Vater war der Ansicht, daß ihm hinsichtlich des väterlichen Nachlasses großes Unrecht geschehen sei, da derselbe ausschließlich Mr. James Annesley zufiel; doch nützt es nichts, dieß jetzt noch zu erwähnen. Mein guter Vater hatte es längst vergessen."

„Falls Mrs. Annesley Sie nicht eingeladen hätte, so würde Mrs. Garston Sie gebeten haben, zu ihr zu kommen“, bemerkte Mr. Kage. „Ich glaube fast, sie ist ärgerlich darüber, daß man ihr zuvorgekommen ist.“

„Dort ist mein Gepäck!“ rief Sarah aus. „Das ist der eine Koffer, den man dort herausschleppt.“

„Wie viele Koffer haben Sie?“

„Zwei, und ein Kistchen. Mr. Rufort hat mir gütigst erlaubt, soviel Gepäck wie ich wollte, in Chilling zu lassen, bis ich genaue Bestimmung für meine Zukunft getroffen haben werde. Ist es nicht seltsam, Mr. Kage, daß Lydia Dunn und ich einander aus dem Wege gegangen sind?“

„Aus dem Wege gegangen!“ wiederholte er, da er nicht verstand, was sie damit meinte.

„Wissen Sie's nicht? — Mrs. Dunn kommt heute auf einen langen Besuch nach dem „Fels.“ — Ich bedaure es sehr, denn, wäre sie in London gewesen, so würde ich mich weniger fremd in der großen Stadt gefühlt haben. Sie ist Wittwe, wie Sie wahrscheinlich wissen?“

„Ja, seit etwa vier bis fünf Monaten.“

Nicht eher, als bis sie im Wagen saßen, erwähnte Thomas Kage des Verlustes, den sie erlitten, und auch dann nur mit ein paar Worten, die jedoch seine aufrichtige Theilnahme deutlich zu erkennen gaben. Sie verstand ihn und ihre Augen füllten sich

mit dankbaren Thränen der Rührung; es war noch nicht lange, seit er denselben Kummer erfahren.

Mrs. Annesley wohnte am Paradies-Platz. Thomas Kage führte Miß Annesley in das Haus und stellte sie der Herrin desselben vor, die sich aus einem Lehnstuhle am Kamine erhob, um sie zu empfangen.

Sie war vierundfünfzig Jahre alt, aber man konnte sie für vierundsechzig halten, eine kalte, schweigsame Frau, mit grauem Haar, geraden schwarzen Augenbrauen und einem strengen Gesicht. Ihr Herz war indessen wärmer als ihr Wesen; sie meinte es gut und wünschte ihre Pflicht gegen Jedermann zu erfüllen. Sie pflegte zu sagen, daß sie sich noch nie einen Tag ganz wohl gefühlt, was vielleicht nicht ganz unwahr sein mochte. In letzter Zeit war sie aber wirklich krank gewesen und erholte sich nur sehr langsam.

Mrs. Annesley hieß ihre Nichte Sarah mit so viel Wärme willkommen, wie dieß einer sonst so kalten Frau möglich war, sie küßte sie auf die Wange. Sarah klammerte sich unwillkürlich an Thomas Kage's Arm, denn ein so eisiger Empfang machte sie fast schwindelig.

Mrs. Annesley hatte zwei Kinder; einen Stiefsohn, Walter, der in einem Handelsgeschäfte in West-Indien war, und eine Tochter, Annabel, die bei ihrer Mutter zu Hause lebte. Letztere war jetzt ebenfalls zu Sarah herangetreten und harrte ihrer Begrüßung. Sie war ein liebliches Mädchen von siebzehn Jahren, mit blondem Haar, welches sie in langen Wellen

über die Schultern herabfließend zu tragen liebte, mit lachenden blauen Augen und ansprechenden Zügen. Sie besaß durchaus gar keine regelmäßige Schönheit, aber jenen eigenthümlichen Reiz, welcher zuweilen der Jugend und einer gewissen wilden Nachlässigkeit zuzuschreiben ist. Das Haar war wundervoll, die blauen Augen reizend, die Nase klein und himmelanstrebend, das Kinn sehr spitz. Sie war außerordentlich klein, ja geradezu winzig, und naseweis gegen alle Welt, ihre Mutter ausgenommen.

Sarah küßte sie unwillkürlich und hielt sie dann auf Armeslänge von sich, um sie mit zärtlichen Blicken zu betrachten. Das Kind, denn wie ein solches sah sie aus, trug ein hübsches schwarzseidenes Kleid und lose schwarze Bänder in dem goldigen Haar.

„Kann dieß wirklich die kleine Belle sein? Aber ich sollte sie vielleicht nicht mehr Belle nennen?“

„Doch, immer Belle“, sprach Mrs. Annesley. „Annabel nur, wenn ich ernstlich erzürnt über sie bin.“

„Ist dieß oft der Fall?“ fragte Thomas Kage.

Miß Belle erwiderte diese Frage, indem sie ihn scharf mit ihrer schwarzen Schmelzkette über die Finger schlug. Mrs. Annesley seufzte, wie wenn sie sagen wollte, daß ihre Tochter ihr mehr Noth und Sorge verursache, als Mr. Kage dieß wahrscheinlich von ihr glauben würde.

„Willst Du Deine Cousine auf ihr Zimmer führen, Belle?“ sprach Mrs. Annesley. „Harriett wird schon auf sie warten.“

Das Erste, was Miß Belle that, sowie sie mit

ihrer Cousine das Zimmer verlassen, war, daß sie sich vor dieser hinpflanzte und ihr fest ins Gesicht sah.

„Ich erinnere mich Deiner ganz gut; aber Du siehst sehr viel älter aus.“

„Natürlich“, sagte Sarah. „Aber das ist auch zehn Jahre her.“

„Da mußt Du ja fast eine alte Jungfer sein.“

„Beinahe. Ich werde in drei Jahren dreißig sein.“

„Wie schrecklich! Wenn ich dreißig Jahre alt bin, so wird Alles für mich am Ende sein; denn ich wollte ebenso gern sechzig sein. Was ich Dir sagen wollte, ist dieß — Du wirst mich doch nicht belauern?“

„Dich belauern?“ wiederholte Sarah in fragendem Tone.

„Ja, mich belauern, den Verräther an mir machen. Denn wenn Du das im Sinne hast, so werde ich es mir nicht gefallen lassen.“

„Mein liebes Kind, ich weiß wirklich nicht, was Du damit meinst.“

„Als Mama sich gestern über meine Wildheit beklagte, sagte sie, wie froh sie sei, daß Du kämest, denn sie werde Dich bitten, mich zu beaufsichtigen und ihr zu melden, was Du Tadelnswerthes an mir sehest. O, Du hast keine Vorstellung davon, wie langweilig es hier im Hause zugeht; sie ist eine Art von Aebtissin, die eine Heerde von Nonnen unter ihrer Fuchtel hält. Wenn es in meinem Schlafzimmer ein wenig unordentlich aussieht, so stöhnt sie;

wenn ich ein Band kaufe, ohne sie vorher um Erlaubniß gebeten zu haben, so seufzt sie und sagt, ich bringe sie durch meine Verschwendung an den Bettelstab und eile mit raschen Schritte meinem Verderben entgegen. Das wäre wahrscheinlich, wenn mir beständig eine alte Aufseherin auf den Fersen säße und mich bei ihr anschwärzte; ich würde es mir dann zur Pflicht machen, fünf Schillinge auszugeben, wo ich jetzt Einen ausgebe. Neulich wäre sie beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie in mein Arbeitszimmer kam und alle meine Oelfarben am Boden fand. Du wirst mich nicht verklatschen, wie?"

„Nein; ganz gewiß nicht."

„Versprichst Du mir's?" sagte Miß Belle, mit ihrem niedlichen Füßchen aufstampfend.

„Und ich werde mein Versprechen halten. Und hiemit besiegle ich es, Belle."

Sarah bückte sich und küßte das süße, junge, zu ihr erhobene Gesicht. Belle war eine wahre Sirene.

Nachdem er Miß Annesley unter Dach und Fach gebracht, verabschiedete sich Thomas Kage, um zu Mrs. Garston zu gehn. Diese hatte ihm befohlen, sie von Allem hinsichtlich Miß Annesley's Ankunft zu unterrichten und Thomas Kage, der seit seiner Kindheit gewohnt gewesen, ihr fast ebenso unbedingten Gehorsam zu leisten, wie seiner Mutter, gehorchte ihr jetzt, da er seine Mutter nicht mehr hatte, unwillkürlich fast noch mehr.

Ein vornehm aussehendes Fuhrwerk mit einem entsprechend vornehmen, außerordentlich kleinen Reit-

knecht stand vor dem Eisenthore, als er vor Mrs. Garston's Hause anlangte. Mr. Kage erging sich in Muthmaßungen, wer der Eigenthümer sein könne, als das Erscheinen von Hauptmann Dawkes auf dem Kiespfade ihm das Räthsel löste. Der tapfere Hauptmann hatte der Dame, die er unter seinen Waffenbrüdern scherzend als das „antike Wesen" bezeichnete, seine Aufwartung gemacht. Er hielt sich nicht auf, um Händedrücke mit Mr. Kage auszutauschen, sondern sprang mit einem herablassenden Kopfnicken auf seinen Wagen und fuhr mit blühenderem Aussehen als je seines Wegs.

Als Mr. Kage durch's Thor hineinging, kam Mrs. Garston ihm auf dem Kiespfade entgegen.

„Sahst Du das Fuhrwerk?" waren die ersten Worte, die sie an ihn richtete, und er erkannte sogleich an dem Tone, in dem sie dieselben sprach, daß ihr entweder jenes Fuhrwerk oder sonst irgend Etwas sehr mißfallen hatte.

„Ja", erwiderte er, „das Pferd ist sehr muthig, und Hauptmann Dawkes sollte in dem Straßengedränge sehr vorsichtig fahren."

Hauptmann Dawkes war wieder flott. Mrs. Garston hatte sich nochmals dazu entschlossen, seine Schulden zu bezahlen und ihn frei zu setzen. Dieß war vor etwa drei oder vier Monaten geschehen. Da er für den Augenblick wieder mit der Welt auf freundschaftlichem Fuße stand, lebte er wie ein Mann von Vermögen und machte Mrs. Garston seine Aufwartung, so oft er sich zu dieser Buße entschließen konnte.

„Er ist wieder mitten darin.“

Diese Bemerkung stieß sie so kurz heraus, daß Thomas Kage, dessen Gedanken anderweitig beschäftigt waren, die Bedeutung derselben nicht sogleich faßte.

„Worin, Madame?“

„Ei, im Schuldenmachen“, entgegnete Mrs. Garston gereizt. „Ich spreche von Barby Dawkes. Er ist eben so sehr zu seinem stolzen Wagen berechtigt, wie ich zu einem Reitpferde. Was giebt es da zu lachen, Thomas Kage?“

Er biß sich in die Lippen, um nicht geradezu heraus zu lachen bei dem Gedanken, wie Mrs. Garston sich auf einem Pferde ausnehmen würde.

„Diesen Wagen hat er sich zugelegt, wie er mir selber gesagt hat. Er mag heute nur Ein Pferd eingespannt haben, aber er hat noch ein zweites für andere Gelegenheiten, das er vor das erste spannt, und auf dem Lande fährt er stets mit beiden. Ich sagte ihm, es würde sich besser für ihn schicken, wenn er in einem Karren mit zwei grauen Eseln bespannt einher führe.“

„Falls Hauptmann Dawkes in andern Sachen nur ein wenig vorsichtig ist, so kann er schon zwei Pferde halten“, sagte Thomas Kage, der für seinen schlimmsten Feind Entschuldigungen gefunden haben würde.

„Ja, wenn! Hast Du etwas von Barby Dawkes' Vorsichtigkeit gehört? Vorigen März habe ich seine Schulden bezahlt. Jetzt sind wir im Juni; und ich wette Dir den Werth unserer beiden Häuser, daß er schon wieder eine ellenlange Reihe von Schulden gemacht hat.“

Thomas Kage ging schweigend an der Seite der alten Dame. Er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß Hauptmann Dawkes' Verzeichniß neuer Schulden eher zwei Ellen lang sei, als Eine; doch sagte er nichts davon.

„Ich habe ihm wohl gesagt, wie es kommen werde. Ich sagte zu Keziah, daß er, falls ich seine Schulden bezahlte, dieß nur für ein Zeichen ansehen werde, daß er von neuem anfangen dürfe; und er thut es, was Du auch immer sagen magst!"

„Er sagt vermuthlich, er thue es nicht?"

„Er würde es mir gewiß nicht eingestehen, darauf kannst Du Dich verlassen; aber ich habe ihn gewarnt — und merke Du Dir's, Thomas Kage. Als er hier so eben vor kaum fünf Minuten vor mir stand und mir ins Gesicht lächelte, sagte ich ihm mit deutlichen Worten: „Mache Schulden so viel Du willst, einen ganzen Wagen voll, wenn es Dir beliebt, Barby Dawkes; aber es ist sehr wohl möglich, daß Du mich in Zukunft noch viel schwerer dieselben zu bezahlen bewegen wirst, als bisher." — Was immer danach kommen mag, er kann wenigstens nicht sagen, daß ich ihn nicht gewarnt habe. So! jetzt muß ich mich setzen."

Sie setzte sich auf eine grüne Bank unter einem alten Baum mit weitstrebenden Aesten. Thomas Kage ließ sich an ihrer Seite nieder und fing an, ihr von Miß Sarah Annesley's Ankunft von Chilling zu erzählen. Mrs. Garston hegte hinsichtlich dieses Gegenstandes etwas gereizte Gefühle, weil keine

angemessene Versorgung für Sarah Annesley da war, und weil Mrs. Annesley ihr mit der Einladung nach London zuvorgekommen.

„Dreißig Pfund das Jahr und vielleicht noch weniger!“ bemerkte die alte Dame, mit ihrem Stock scharf ins Gras stoßend. „Philipp Annesley hatte dreihundert Pfund das Jahr und freie Wohnung und hätte besser für sie sorgen können. Wir waren Spielgefährten, er und ich, in unserer Kindheit; aber ich war vielleicht fünf Jahre älter als er. Ich hätte Philipp für verständiger gehalten; er war als Knabe klug genug. Leute, die Kinder zu versorgen haben, sollten ihre Einkünfte zu Rathe halten und stets weniger ausgeben, als sie einnehmen; merke Dir das, Thomas Kage. Aber ich hoffe, es wird noch lange währen, bis Du Kinder hast.“

Es hatte sich ihm seit einigen Tagen eine Aussicht auf Beförderung eröffnet; und falls er dieselbe benutzte — und Caroline Kage —

„Es wundert mich nur, wie sie die Einladung von Mrs. Annesley annehmen konnte!“ waren die Worte, mit denen die alte Dame ihn in seinen Betrachtungen störte. „Es wundert mich wirklich; und ich kann mir auch nicht denken, daß ihr Vater dieß gern gesehen hätte. Wenn je einem Manne von seiner Familie Unrecht zugefügt ward, so war dieß Philipp Annesley. Er war in dem Glauben aufgezogen, daß das väterliche Vermögen zur Hälfte ihm und zur Hälfte seiner Schwester zufallen werde. Der alte Annesley aber heirathet eine zweite Frau, lebt

noch zwanzig Jahre unter der Fuchtel derselben und vermacht, wie er stirbt, sein ganzes Vermögen ihrem Sohne James, — später Belle's Vater. Es ist Alles recht schön zu sagen, er habe ihnen vergeben, wie dieß einem Christen zukommt; aber er mußte ein ungewöhnlich guter Christ sein, um dieß zu thun."

„Und ich glaube, er war's, Mrs. Garston."

„Ich will nicht behaupten, daß die jetzige Annesley, James' Wittwe, bei der Ungerechtigkeit die Hand im Spiel hatte; sie kannte die Familie damals nicht; aber sie heirathete den James später, und das würde einigen Leuten genügen, ihren Groll auch auf sie zu übertragen. Sie hat außerdem den Nießbrauch des Geldes — siebenhundert Pfund das Jahr, Thomas."

„Ist es so viel?"

„Das ist es, in hartem Gelde, mein Sohn; und außerdem waren noch Hausgeräth und Silberzeug und aufgesparte Gelder vorhanden. James machte kein eben so ungerechtes Testament, wie sein abscheulicher alter Vater. Nach ihrem Absterben erhält sein Sohn in West-Indien, den er von seiner ersten Frau hatte, vierhundert und das Mädchen dreihundert Pfund das Jahr, während Hausgeräth und dergleichen demjenigen zufällt, dem Mrs. Annesley es zu vermachen beliebt. Und es ist leicht zu errathen, wer es erhalten wird, da das Mädchen ihre eigene Tochter und der junge Mensch nur ihr Stiefsohn ist. Aber James dachte nie an die verletzten Anrechte Philipp Annesley's; und ich sage, daß ich, als Philipp's Tochter, keine Einladung

von der Familie angenommen hätte. Was hat sie über jene Kages zu berichten?"

Sie war so plötzlich von dem einen Gegenstande zum andern übergegangen, daß Thomas, der, die Augen auf das Gras heftend, träumend dagesessen und nur mit halbem Ohr zugehört hatte, zu ihr aufblickte.

„Welche Kages, Mrs. Garston?"

Mrs. Garston erhob ihren Stock, wie wenn sie ihn damit zu treffen beabsichtigte, und stieß dann heftig wieder ins Gras.

„Wenn Du Dir das unnütze Fragen angewöhnst, Thomas Kage, so wirst Du einmal etwas von mir zu hören bekommen. Ich spreche von jenen Kages dort in Chilling, dem Frauenzimmer mit den Riechfläschchen. Ihre sanfte Stimme ist ebenso falsch, wie Barby Dawkes' Lächeln, wenn er mir sagt, er mache keine Schulden. Ich kannte sie als Caroline Gunse, und weiß, was sie ist; und ihre Tochter tritt in ihre Fußstapfen. Habe ich etwa je andere Kages als jene gekannt, außer Dir und Deiner lieben Mutter? Kennst Du noch andere?"

„Nein."

„Nun wohl, warum fragst Du, welche Kages? Was sagt Sarah Annesley von ihnen?"

„Sie hat mir nichts weiter über sie mitgetheilt, als daß sie ganz wohl sind. Miß Annesley will Sie morgen selber besuchen. Es thut ihr leid, daß Mrs. Dunn gerade jetzt nach Chilling gegangen ist, und sie dieselbe daher nicht sehen wird."

„Daran ist viel gelegen!“ sagte Mrs. Garston im Tone tiefster Verachtung.

„Ich glaube, Miß Annesley war besonders befreundet mit ihr, als sie noch Lydia Canterbury war.“

„Warum hat Lydia Dunn in diesem Falle ihre Reise nicht auf eine Woche verschoben, um sie hier zu empfangen? Sarah Annesley macht sich vielleicht mehr aus Lydia Dunn, als diese aus ihr. Meine Ansicht, falls Du auf dieselbe etwas giebst, ist die, daß Mrs. Lydia Dunn sich noch nie — mit Ausnahme ihrer eigenen Person — aus irgend einem Menschen etwas gemacht hat. Du magst Philipp Annesley's Tochter sagen, daß dieß meine Ansicht ist. Wohin gehst Du, Thomas?“

„Nach Hause.“

„Du wirst bei mir speisen. Weißt Du etwa nicht, daß Du fünfzigtausend Menschen aufwiegst, wie Barnaby Dawkes?“

Er lächelte und schaute auf seine Uhr. Es fehlte noch eine halbe Stunde bis zu ihrer Essenszeit. Mrs. Garston's Einladungen waren gleich denen der Fürsten, sie durften nicht ausgeschlagen werden.

„Ich danke Ihnen“, sagte er; „ich will um sechs Uhr wiederkommen; ich vermuthe, daß ich zu Hause einen Brief vorfinde, der sofortiger Antwort bedarf.“

Der Brief war in der That angelangt. Er öffnete denselben, nicht etwa hastig und begierig, sondern langsam und bedächtig, wie wenn der Inhalt

so wichtig für ihn wäre, daß er sich halb, ihn zu erfahren, fürchtete.

Es war ihm ein Vorschlag gemacht worden, nach Indien zu gehen. Ein einflußreicher Freund, Lord Elster, hatte das Versprechen einer Anstellung für ihn erlangt und er erwartete täglich das bestimmte Anerbieten. Er glaubte, dieser Brief werde dasselbe vielleicht enthalten, doch sah er sich hierin getäuscht und fand, daß er noch einige Tage werde zu warten haben. Er saß eine Weile mit dem offenen Briefe in der Hand sinnend da, ehe er sich anschickte, denselben zu beantworten.

Er war nicht etwa im Zweifel, ob das Anerbieten kommen werde, wohl aber ob er dasselbe annehmen sollte. In seinem Berufe kam er so langsam vorwärts, daß es ihn fast entmuthigte. Er verdiente genug, um die Bedürfnisse seiner bescheidenen Haushaltung zu bestreiten, und Lady Kage hatte, wie wir wissen, die Miethe auf ein Jahr für ihn bezahlt; Aussichten aber hatte er sonst nicht. Der Gehalt jener Anstellung in Indien sollte mit siebenhundert Pfund das Jahr anfangen, und alljährlich erhöht werden.

Hätte es sich um Niemanden gehandelt außer seiner eigenen Person, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, das Anerbieten zurückzuweisen. Sein Heimathland zu verlassen, um nach Indien zu gehen, wäre ihm in keinem andern Lichte als dem der Verbannung erschienen. Er liebte sein Vaterland,

liebte seinen Beruf und hoffte mit der Zeit zu steigen. Mit der Zeit — da lag der Knoten.

Denn es gab Etwas, das er mehr liebte als alle Beide und dieß war — Caroline Kage. Falls er in der Heimath blieb, so sah er wenig Aussicht, ihr diese Liebe jemals bekennen zu dürfen. Er konnte nicht von ihr verlangen, das sie Jahre lang auf ihn wartete, bis er sich ein Vermögen erworben und falls sie dazu geneigt gewesen wäre, würde doch ihre Mutter dieß nicht zugegeben haben. Wenn er aber dieses Anerbieten annahm, hielt er sich für berechtigt, sie aufzufordern, ihn zu begleiten.

Daß sie ihn von ganzen Herzen liebe, das wußte er. Wenn er früher hieran gezweifelt, so hatte ihr Benehmen an Ostern, als er in Chilling war, es ihm hinlänglich bewiesen. Darüber war sein Herz beruhigt; eine leichte Röthe überzog seine Wangen und ein zärtliches Licht leuchtete in seinen Augen, indem er an sie dachte. In diesem Augenblicke, wie er sinnend da saß, flogen seine Pulse vor Seligkeit. Sie hatte allerdings seit Ostern nicht an ihn geschrieben; doch wußte er, daß hieran nur ihre Mutter die Schuld trage. Ob sie diese Anstellung in Indien als ihrer würdig finden würde? Ob er sie als seine Gattin mitnehmen dürfte? — Er glaubte fest, daß es so kommen könne.

Und wie Thomas Kage die Antwort auf den Brief zu schreiben anfing, erschien ihm die ganze Welt wie in Rosenschimmer gebadet.

Achtes Kapitel.

Eine schreckliche Befürchtung.

Es war ein herrlicher Junitag. In dem angenehmen kühlen Nordzimmer saßen George Canterbury's vier Töchter, Mrs. Dunn in tiefer Trauer als Witwe.

Mrs. Dunn war bereis seit einigen Tagen auf dem „Fels," wo sie einen langen Besuch zu machen beabsichtigte. Die Ihrigen hatten sie schon gleich nach dem Tode ihres Mannes dringend darum gebeten, doch hatten Geschäfte sie bisher daran verhindert. Sie war der Ansicht, daß sie sehr schlecht versorgt sei. Mr. Dunn, welcher zu der Zeit, da Lydia Canterbury ihn geheirathet hatte, Parlamentsmitglied gewesen, war kein reicher Mann. Er hatte sich an einer Eisenhandlung betheiligt, doch gab seine Frau sich nie die Mühe, zu erfahren, was er dabei zu thun hatte; und sein Antheil an dem Geschäfte hörte mit seinem Tode auf. Es blieben Mrs. Dunn zwölf- bis vierzehnhundert Pfund jährliche Renten, und dieß war sehr wenig im Vergleich zu dem, was sie einst von

ihrem Vater zu erben erwartete. Deßwegen fand Lydia Dunn ihr Schicksal hart, und wußte kaum, wie sie leben sollte.

Sie war mehrere Jahre jünger als ihre Schwester Olive; bedeutend kleiner, und ohne deren würdevolle Haltung hatte sie entschieden Anlage stark zu werden, wie die Leute sagten; ihr Haar war von demselben schönen Blauschwarz, ihren Zügen fehlte jedoch die feine Anmuth der Züge ihrer Schwester, nicht aber deren Entschlossenheit. Mrs. Dunn war rechthaberisch und herrschsüchtig, Olive ruhig entschlossen und voll liebenswürdiger Höflichkeit. Das Gerücht ging, daß Mr. Dunn es gewagt, sich zuerst um Olive zu bewerben, und sich dann, da er seinen Irrthum gewahr geworden, zu Lydia gewandt habe. Eines blieb gewiß, daß Lydia nichts davon erfahren; und so heirathete sie Mr. Dunn im Frieden. Als Erbinnen eines großen Vermögens waren die Fräulein Canterbury von einer großen Anzahl von Bewerbern umschwärmt; das Bewußtsein aber, daß dieß der Fall, machte dieselben fast unzugänglich, und Jane und Leta wünschten zuweilen allen Ernstes arm zu sein, damit sie nicht zu befürchten brauchten, daß man sie ihres Geldes wegen heirathen werde.

Das Fenster stand offen und man hatte die Aussicht auf die grünen Felder, an deren Ende die Wohnung von Mrs. Kage gelegen war. Es war das Lieblings-Zimmer der jungen Damen, durchaus kein Staatsgemach, wiewohl kostbare Gemälde die Wände zierten und die Meubles mit einem reichen

Stoffe von Grün und Gold überzogen waren, sondern ein Zimmer, wo sich jede ihrer eigenen Beschäftigung hingab und soviel Unordnung machte, wie dieselbe eben mit sich brachte.

Olive und Jane waren heute beschäftigt, die Eine mit dem Zuschneiden von Arbeit für die Freischule und die Andere mit dem Zusammenreihen derselben. Mrs. Dunn saß in einen Armsessel zurückgelehnt am Fenster und that nichts, wie gewöhnlich; ihre ganze Thätigkeit lag in ihrer Zunge. Millicent saß am Clavier, wo sie sehr leise ein neues Stück versuchte.

„Das war falsch, Leta."

Es war Mrs. Dunn, welche so sprach. Sie war das einzige Mitglied der Familie, das ein feines Ohr für Musik besaß, und dieses war so eben durch etwas in Leta's Spiel beleidigt worden.

Leta spielte ihr Stück zu Ende und verließ dann das Clavier. Ihres Mangels an Gehör sich bewußt, versuchte sie nur selten ein neues Stück in Mrs. Dunn's Gegenwart.

„Ich habe eine Stunde geübt," sagte sie, „und Olive meint, dieß sei hinreichend."

Sie ging an den Schreibtisch, erinnerte sich aber, indem sie ihr Pult öffnete, um an Miß Annesley zu schreiben, daß sie über eine gewisse Gemeinde-Angelegenheit, in der Sarah an sie geschrieben, noch nicht die von dieser gewünschte Auskunft erlangt habe.

„Ach, ich kann erst morgen schreiben," rief Leta

aus. „Lydia, was für eine Art von Leuten sind die, zu denen sie gegangen ist?"

„Zu denen wer gegangen ist?" sagte Mrs. Dunn, die nicht wohl die Gedanken ihrer Schwester errathen konnte.

„Sarah Annesley."

„Ich weiß nicht, was Du mit Deinem „Art von Leuten" sagen willst. Mrs. Annesley ist eine Witwe mit einer sehr lebhaften jungen Tochter. Leute mittleren Ranges, die mit drei weiblichen Dienstboten am Paradies-Platze wohnen, in der Nähe der alten Mrs. Garston. Sie sind ziemlich befreundet mit ihr."

„Ich wollte, Mrs. Garston hätte Sarah eingeladen," sprach Leta. „Sie hätte dieß wohl thun können; sie faßte eine förmliche Zuneigung zu ihr voriges Jahr in Little Bay. Leute mittleren Standes! Ich fürchte, Sarah wird sich nicht glücklich bei ihnen fühlen."

„Setze Dir keine verkehrten Gedanken in den Kopf, Millicent," sprach Mrs. Dunn in scharfem Tone. „Die Annesley's sind gebildete Leute und wissen, was sich schickt. Wenn ich sie Leute mittleren Ranges nannte, so meinte ich damit ihre bescheidene Haushaltung und Lebensweise. Der Bruder meines verstorbenen Mannes, Richard Dunn, ist sehr befreundet mit ihnen. Was Sarah Annesley betrifft, so ist sie nicht die Erste unter uns, die von Mißgeschick betroffen worden. Sieh nur mich an — eine arme Witwe ohne Einkünfte."

Leta neigte ihr Gesicht herab, um ihr Lächeln zu verbergen. Mrs. Dunn's Beschwerden waren zum Scherz unter den Schwestern geworden. Leta tändelte mit ihren Schreibmaterialien; es war ihr langweilig, sich zum Schreiben niedergesetzt zu haben und dann nichts zu schreiben zu finden.

„Olive," sagte sie aufschauend, „darf ich an Caroline Kage schreiben und sie bitten, den Tag heute bei uns zuzubringen?"

Miß Canterbury antwortete nicht sogleich. Sie war mit einer Berechnung ihrer zugeschnittenen Zeugstücke beschäftigt. Millicent bat sie stets um Erlaubniß, als wäre sie die Mutter.

„Dieß ist nicht richtig, Jane. Neun Paar Aermel und nur acht Paar Achselstücke. Du mußt Dich verzählt haben. — Was sagtest Du, Leta?"

„Ob ich Caroline Kage einladen darf."

„Caroline Kage ist beständig hier," unterbrach sie Mrs. Dunn. „Sie war gestern zum Thee und vorgestern zum Gabelfrühstück hier; und den Tag vor dem war sie den ganzen Morgen mit ihrer Mutter hier. Laß sie lieber ganz hier wohnen, Millicent."

Dieß war in so ärgerlichem Tone gesprochen, daß Leta ihre Schwester erstaunt ansah. Miß Canterbury, die in ihre Aermel und Achselstücke vertieft war, bemerkte den Ton nicht, wiewohl sie die Worte hörte.

„Das würde Leta gerade glücklich machen, Lydia, wenn sie Caroline auf immer hier im Hause haben könnte," sagte Olive lächelnd.

„Ach!“ entgegnete Lydia, mit ihrem Taschentuche nach einer Wespe schlagend, die durch das Fenster hereinzukommen versuchte.

„Caroline Kage ist sehr nett, Lydia,“ bemerkte Jane; „wir haben sie Alle gern.“

„Ein hübsches, gutmüthiges Mädchen, ohne viel innern Gehalt,“ sagte Miß Canterbury in etwas geringschätzigem Tone.

„Und wenn sie ein Engel wäre, so würde ihre beständig aufgedrungene Gesellschaft mit der Zeit lästig werden,“ sagte Mrs. Dunn. „Die Chinesen haben das Sprichwort: „Mache Deine Besuche nicht alle Tage, damit Deine beständige Gegenwart Deinen Freunden nicht lästig werde und diese Dir entfremde.“ Es ist ein weises Sprichwort.“

„Aufgedrungene Gesellschaft!“ rief Millicent, ohne auf das Sprichwort zu achten.

„Ja, aufgedrungene Gesellschaft,“ wiederholte Mrs. Dunn in bestimmtem Tone.

„Aber Lydia, wir sehen sie sehr gern bei uns,“ sagte Jane, von ihrer Scheere aufblickend. „Ihre enge Freundschaft mit Leta ist dem Umstande zuzuschreiben, daß diese keine andere Altersgenossen hatte. Wir sind bedeutend älter als sie und finden andere Dinge wichtig. Die Kage's sind unsere nächsten Nachbarn, wie Du weißt, und die beiden Mädchen sind so viel beisammen gewesen, daß sie einander zugethan wurden.“

Mrs. Dunn's Gesicht nahm einen etwas weniger verdrießlichen Ausdruck an. „Du bleibst ewig

dieselbe, Jane, immer bereit, Andere zu entschuldigen. Aber ich finde wirklich, es wäre an der Zeit, den albernen Namen Leta aufzugeben; mich dünkt, derselbe trägt keineswegs zu Millicent's Würde bei."

„Das glaube ich selber," erwiderte Jane lächelnd. „Aber es ist eine alte Gewohnheit, gerade wie Carolinens Besuche bei uns; und alte Gewohnheiten wird man schwer los."

„Darf ich schreiben, Olive?" sagte Leta, die während dieses Gesprächs mit der Feder in der Hand dagesessen hatte.

Mrs. Dunn machte eine Bewegung der Ungeduld; und ihre Worte — denn sie sprach, ehe Olive antworten konnte — klangen ärgerlich und gereizt.

„Caroline Kage ist sehr gut aufgehoben, wo sie ist. Laß sie dort bleiben."

„Ja, ja," sagte Olive hastig, indem sie bedachte, daß Mrs. Dunn sowohl als Frau wie als Gast besonders berücksichtigt werden müsse; „wir wollen Caroline heute nicht einladen, Millicent."

Millicent verschloß ihr Schreibpult und stützte dann den Kopf auf die Hand, mit einem Gesichte, in dem die getäuschte Hoffnung nicht zu verkennen war. Sie war Carolinen aufrichtig zugethan, und es war wohl möglich, daß sie etwas über Thomas Kage zu hören wünschte. Seit jener Gesellschaft an Ostern auf dem „Fels" hatte Caroline seinen Namen nie mehr erwähnt. Vorher hatte sie fortwährend von ihm gesprochen. Caroline selbst schien sich seitdem verändert zu haben; das sonst so muntere Mädchen

war schweigsam und sinnend geworden. Ein einziges Mal hatte Millicent Muth gefaßt und nach Mr. Kage gefragt. „Wir wissen gar nichts von ihm,“ war die kurze Antwort gewesen.

Die Thür öffnete sich und Mr. Canterbury steckte den Kopf herein, wie um sich Erlaubniß zum Eintreten zu erbitten. Das Zimmer gehörte so ausschließlich seinen Töchtern, daß es ihm schien, als habe er uneingeladen nicht das Recht, dasselbe zu betreten.

„Komm herein, Papa.“

Es war mit Mr. Canterbury eine Veränderung vorgegangen. Sein Kopf, auf dem sich bereits eine kahle Platte gezeigt hatte, war jetzt mit lockigem, braunem Haar bedeckt, das so natürlich aussah, als ob es dort gewachsen wäre; seine Kleider waren nach dem neuesten Schnitte eines der ersten londoner Schneider. Kurz, Mr. Canterbury sah fast wie ein junger Mann aus.

„Ich denke, ich werde nach Alberton reiten, Olive, hast Du etwa Aufträge für mich?“

„Ich danke, Papa; nein, heute Morgen nicht.“

„Haben Deine Kopfschmerzen aufgehört, Lydia,“ fragte er Mrs. Dunn, die sich beim Frühstück beklagt hatte.

„Nicht ganz, Papa; ich habe in letzter Zeit viel daran gelitten. Ich glaube, daß diese heißen Hauben dazu beitragen,“ setzte sie, an ihrer Witwenhaube rückend, hinzu.

„Warum trägst Du sie dann?

„O, Du weißt wohl, Papa, daß es Sitte ist. Wenn ich sie nicht trüge, so würden die Leute sagen, ich habe mir nichts aus meinem Manne gemacht.“

„Ich würde mich wenig darum bekümmern, was solche Leute von mir sagten,“ bemerkte Mr. Canterbury sehr richtig. „Du siehst aus, als ob Du auch Kopfschmerzen hättest,“ setzte er, zu Millicent gewendet, hinzu.

„Nein, ich habe keine Kopfschmerzen,“ sagte sie aufstehend.

„Was fehlt Dir denn sonst?“

„Nicht viel, Papa.“

„Nicht viel? Was?“

„Ich war nur ein wenig verdrießlich,“ sagte Leta kurz und ärgerlich darüber, daß sie es zu gestehen hatte.

„Worüber?“ fragte Mr. Canterbury, der die Gesichter seiner Töchter, und namentlich Leta's, die der allgemeine Liebling war, nicht gern umwölkt sah.

„Ich wünschte Caroline Kage einzuladen, den Tag heute bei mir zuzubringen, und Olive will mir's nicht erlauben.“

„Caroline Kage ist viel zu oft hier; sie überschwemmt uns förmlich,“ sprach Mrs. Dunn mit scharfer, gebieterischer Stimme dazwischen. „Seit ich zu Hause bin, sind wir noch keinen Tag von Caroline Kage verschont geblieben. Sieben Tage bin ich hier gewesen und sieben Besuche haben wir von dem Mädchen gehabt, und einige derselben von stundenluager Dauer. Es ist zu viel verlangt.“

Es erfolgte eine Pause; Mr. Canterbury brach dieselbe. Leta, der es unlieb war, die unangenehme Erörterung herbeigeführt zu haben, stellte sich an das Fenster.

„Was hast Du gegen sie einzuwenden, Lydia?" fragte er.

„O, ich habe nichts gegen sie, Papa," erwiderte Mrs. Dunn, der es nur schlecht gelang, ihren Verdruß zu unterdrücken; „aber ich finde, daß sie zu viel hier ist."

„Hier kommt Caroline gerade selber!" rief Millicent aus.

Miß Kage kam unter dem Fenster heran; man hörte ihre Stimme, wie sie heraufschaute und zu Leta sprach. Mr. Canterbury, der das Zimmer zu verlassen im Begriff war, wandte sich mit der Hand auf der Thürklinke um.

„Da sie nun einmal da ist, magst Du sie ein laden, zu bleiben," sagte er, Olive anschauend. „Warum auch nicht? Ich sehe Millicent nicht gern traurig."

Mr. Canterbury traf Miß Kage im Flur, und es vergingen zwei oder drei Minuten, bis sie ins Zimmer trat, und zwar allein; sie sah heute Morgen in ihrem rosa Musselinkleide und weißen Hute, der so zart und feenhaft wie sie selber war, außerordentlich hübsch aus.

„Du kommst, um uns die Mühe zu ersparen, Dich holen zu lassen," sagte Millicent, in ihrer Freude den überstandenen Verdruß vergessend. „Du mußt heute den ganzen Tag dableiben."

„Ich kann keine zehn Minuten bleiben,“ erwiderte Miß Kage. „Ich danke Dir.“

„O, das thut mir leid!“ rief Millicent. „Zehn Minuten, Caroline! Wozu kommst Du da überhaupt?“

„Ich kam als Mama's Bote. Sie hatte wieder einmal einen langweiligen Brief vom Gericht bekommen und mich damit zu Mr. Canterbury geschickt. Ich habe ihn bereits in seine Hände gegeben.“

„Aber was verhindert Dich, zu bleiben?“

„Die Ankunft meines Vetters, der uns wieder einen seiner flüchtigen Besuche macht, und ich muß nach Hause zurück eilen.“

„Welcher Vetter?“ fragte Olive.

„Thomas Kage.“

„Caroline,“ sagte Jane mit schelmischem Lächeln, „ich denke mir, Dein Vetter hat bei diesen flüchtigen Besuchen etwas Anderes im Sinne als die Vetterschaft.“

Caroline warf den Kopf in den Nacken; sie hatte Jane sehr wohl verstanden. Seit einigen Wochen aber hatte sie die alten Gefühle von sich geworfen und sich zu überreden versucht, daß dieselben nie vorhanden gewesen seien.

„Welch ein Gedanke, Miß Jane! Ganz sicherlich nicht. Thomas Kage ist so ernst wie ein Richter und so arm wie eine Kirchenmaus. Sie sind ganz und gar im Irrthum. Als ob ich daran denken würde, ihm Muth zu machen!“

Die leuchtende Röthe, die vorher ihr Gesicht überzogen, wich hier einer tödtlichen Blässe. Leta

Canterbury, die dieß bemerkte, verwunderte sich darüber.

„Sie könnten einen Schlimmeren dulden,“ sagte Mrs. Dunn mit ihrer starken Stimme. „Thomas Kage ist einer der achtungswerthesten Männer, die es giebt.“

„Wirklich?“ sagte Caroline, mit einer peinlichen Anstrengung, gleichgültig zu scheinen. „Er ist sehr arm.“

„Es ist mir einerlei, ob er arm ist oder reich; wenn man in der ganzen Welt danach suchte, würde man nicht leicht einen Zweiten wie ihn finden.“

Olive wandte sich um. Sie konnte ihre Schwester Lydia heute Morgen nicht begreifen und schämte sich ihrer beißenden Unhöflichkeit.

„Willst Du Leta morgen besuchen, liebe Caroline?“ sagte sie freundlich.

„Ja, ich danke Ihnen, Miß Canterbury. Sehr gern.“

Sie wünschte Allen guten Morgen und ging. Leta ging ans andere Ende des Zimmers und begann ihre Stückseide zu ordnen. Olive und Jane blieben bei ihrer nützlichen Arbeit am Tische.

„Was führte sie mit dem Briefe hierher?“ fragte Mrs. Dunn plötzlich, indem sie ihren Sessel vom Fenster ab und den Schwestern zudrehte.

Das Staunen derselben nahm zu. Lydia hatte stets gern die Welt verbessert und sich in Dinge gemischt, die sie nicht angingen; doch die heutige Stimmung war etwas ganz Neues.

„Caroline sagte, Mrs. Kage habe sie mit dem

Briefe hergeschickt," entgegnete Jane sanft. „Die arme Mrs. Kage hat kürzlich sehr unangenehme Gerichtsangelegenheiten gehabt, und der Papa ertheilt ihr darin seinen Rath, Lydia."

„Gerichtsangelegenheiten!" stieß Lydia mit Verachtung aus.

„Geschäftsangelegenheiten irgend einer Art; ich verstehe mich nicht auf dergleichen. Wie reizend Caline heute Morgen aussah!"

„Und wie gut sie sich kleidet!" bemerkte Olive. „Ihre Unterärmel waren von Brüssler Spitzen. Wie sie es nur möglich machen!"

„Ich meine, warum brachte sie den Brief?" fuhr Mrs. Dunn, ungeduldig mit dem Fuße auf den Teppich klopfend, fort. „Warum konnte Mrs. Kage denselben nicht durch einen Diener schicken?"

„Ich vermuthe, Caroline brachte ihn gern selber. Was macht Dich so schlechter Laune, Lydia?"

Mrs. Dunn antwortete hierauf nicht, sondern nahm ein Buch in die Hand und fing an, zu lesen. Doch schien sie unruhig dabei zu sein, indem sie bald vor- bald rückwärts blätterte.

„Ich habe nicht die richtige Schattirung von Grün," rief Leta, von ihrer Seide aufblickend. „Darf ich ausgehen und sie mir holen, Olive?"

„Wo? In Chilling? Dort bekommst Du sie gewiß nicht."

„Ich denke doch vielleicht; es ist das dunkle Grün. Ich kann es wenigstens versuchen, Olive, wenn Du nichts dagegen hast."

„Nicht das Geringste. Du kannst zugleich Einiges von diesen Sachen nach der Schule tragen."

Es wurde ein Päckchen zusammengelegt und Leta gegeben, als sie zum Ausgehen gerüstet ins Zimmer trat. Mrs. Dunn, deren Unruhe zuzunehmen schien, warf nach wenigen Minuten ihr Buch von sich und stand, ihr glühendes, zorniges Gesicht fächelnd, am Fenster. Plötzlich hielt sie sich die Hand über die Augen, wie wenn sie weit nach Etwas hinausschaue, und wandte sich dann hastig um, um die Thür eines kleinen Schränkchens zu öffnen.

„Wo ist das Fernrohr, das hier aufbewahrt zu werden pflegte?"

„Meinst Du das kleine Taschenfernrohr, Lydia? Der arme Edgar nahm es eines Tages kurz vor seinem Tode mit sich und verlor es."

„Wo ist denn das große?"

„Ich weiß wirklich nicht, wohin es gekommen ist," setzte Miß Canterbury langsam hinzu. „Papa hat es wahrscheinlich irgendwo."

„Es scheint im Hause Alles drüber und drunter zu sein, seitdem ich fort bin; Nichts ist an der rechten Stelle," brummte Mrs. Dunn, ihren Posten am Fenster wieder einnehmend. „Ich werde mit jedem Tage kurzsichtiger."

„Wünschtest Du etwas in der Entfernung zu sehen?" fragte Jane gutmüthig, indem sie zu Mrs. Dunn herantrat. „Vielleicht kann ich es für Dich sehen."

„Sieh Dir jene Zwei dort an, die, wie es mir

scheint, an den Zaun gelehnt, mit einander plaudern. Ist nicht der Eine Papa?"

„Ja," sagte Jane, ihre scharfen Blicke nach der angedeuteten Stelle hinaussendend. „Papa und Caroline Kage. Ich kann ihr rosa Kleid sehen. Er ist ihr wahrscheinlich nachgegangen, um ihr einen Auftrag an ihre Mutter in Bezug auf den Brief zu geben."

„Und vielleicht meine Einladung für morgen zu wiederholen," setzte Olive hinzu; „obgleich er von derselben nichts weiß."

„Oder um sie zu fragen, warum sie heute nicht bleiben kann," sagte Jane, zu ihrer Arbeit zurückkehrend. „Papa denkt beständig an uns."

„Ihr blinden Gänse! Ihr einfältigen Geschöpfe!" rief Mrs. Dunn in so ernstem, leidenschaftlichem Tone, daß ihre Schwestern ihre Arbeiten fallen ließen und sie in erschrockener Bestürzung anschauten. „Ist es möglich, daß Eure Augen sowohl als Euer Verstand umdunkelt war?" fuhr sie fort, indem sie sich wieder in ihren Sessel warf. „Olive, wo waren Deine Augen? Jane ist sanft und arglos; Millicent ist jung; aber Du, Olive, bist Du denn ganz blind für das, was hier vorgeht?"

„Was geht hier vor?" fragte Olive, sobald ihr Erstaunen sie sprechen ließ.

„Es ist eine Sünde und Schande, daß Du dieß noch fragen mußt."

Olive fühlte sich ein wenig verletzt, daß sie in dieser Weise von ihrer jüngern Schwester angeredet wurde, sie, die Herrin des Hauses. Sie wartete, bis

sie einen Faden aus ihrer Leinwand gezogen, und sagte dann mit ruhiger Gleichgültigkeit:

„Was hast Du Unrechtes entdeckt? Ich sehe in allen Dingen, in welchen es nothwendig ist, sehr scharf nach der Haushaltung."

„Schärfer, als Du in Zukunft es zu thun Gelegenheit haben wirst. Du wirst nicht lange mehr Herrin des Hauses sein."

„Wirklich?" sagte Olive. „Jane, reiche mir die große Scheere."

„Olive! Du thust, als ob ich eine Blödsinnige wäre. — Jane, lege Deine unausstehliche Arbeit fort und höre zu; ich rede im Ernst. Ich sage, daß Olive hier nicht lange mehr herrschen wird."

Sie schien es wirklich ernstlich zu meinen. Dessenungeachtet dachten sie, daß sie den Verstand verlieren müsse. Jane ließ ihre zarten Hände müßig auf ihre Arbeit sinken. Ihre Gedanken hatten eine merkwürdige Richtung genommen; sie glaubte, Lydia's Worte deuteten auf Olive's baldigen Tod hin.

„Was fürchtest Du, Lydia? Olive ist ganz wohl. Sie sieht im heißen Wetter immer blaß aus."

„O, Ihr — Ihr Blödsinnigen! erwiderte Mrs. Dunn händeringend; „hat es je eine solche Blindheit gegeben? Mit Olive geht nichts vor, wohl aber mit Eurem Vater. Er wird in seinem hohen Alter zum Narren. Er ist im Begriff, Euch eine Herrin zu geben."

Sie waren in der That ohne allen Argwohn.

„Eine Herrin!" wiederholte Miß Canterbury langsam, da sie noch immer nicht begriff.

„Ja, eine Herrin. Für das Haus und für Euch. Eine zweite Frau.“

Es erfolgte eine kleine Pause von mehreren Augenblicken; sie bedurften dieser, um den Sinn der Worte zu fassen. Jane's Gesicht, das für gewöhnlich so ruhig war, nahm einen schmerzlich bewegten Ausdruck an. Olive erröthete vor Entrüstung. Ihr gesunder Verstand weigerte sich, ein Wort davon zu glauben.

„Lydia, ich hätte Dich nicht für fähig gehalten, so etwas zu sagen.“

„Wenn es aber wahr ist? Und ich sage Dir, es ist wahr. Euer Vater hat sich eine zweite Frau ausgesucht, so wahr, als wir hier sitzen.“

„An wen kannst Du nur denken?“ fragte Miß Canterbury etwas unsicher, indem ihre Gedanken in die Nachbarschaft schweiften und dann wieder heimkehrten. „An Mrs. Kage?“

„Nein. Ich wollte, sie wäre es; dieß wäre das geringere Uebel von beiden. Es ist das Mädchen — Caroline.“

„O, Lydia!“ riefen Beide zugleich in aufgebrachter Ungläubigkeit.

Mrs. Dunn erhob sich nochmals; sie faßte Olive mit der einen, Jane mit der andern Hand und zog sie ans Fenster.

„Sind sie fort? Nein, noch nicht. Ich kann ihre Gestalten sehen, obgleich sie für mich undeutlich sind. Jane kann sie erkennen, und Du vielleicht ebenfalls, Olive. Sie stehen noch immer und plaudern.“

„Und was dann?" sagte Olive sehr ärgerlich, „was beweist das? Wenn es Papa gefällt, sich mit einem Kinde zu unterhalten, und wenn es den ganzen Tag währte, — was liegt darin Arges?"

„Nicht viel — darin allein; er dürfte so mit Dir oder mir plaudern. Du brauchst nicht böse auf mich zu werden, Olive. Du wirst es nur zu wahr finden. Ich schöpfte schon am Tage meiner Heimkehr Argwohn."

Der bloße Gedanke, welchen Mrs. Dunn's Worte ihnen vor die Seele führte, ganz abgesehen von der etwaigen Wahrheit desselben, war diesen Damen unbeschreiblich zuwider. Ungeachtet ihrer bisherigen völligen Ahnungslosigkeit regte sich jetzt ein unbehagliches Gefühl in Beider Herzen, wie sie dastanden und die beiden Gestalten in der Entfernung betrachteten.

„Ein Kind, wie Caroline Kage!" sagte Miß Canterbury in vorstellendem Tone, entschlossen, die Sache bis zuletzt zu bekämpfen.

„Das ist das Schlimmste an dem Uebel, ein Kind," sagte Mrs. Dunn. „Hätte er eine Person in seinen Jahren, oder doch ungefähr in seinen Jahren geheirathet, so würde es nicht so schlimm für uns gewesen sein; es wäre in jeder Beziehung schicklicher gewesen, obgleich ich keine Vorstellung davon habe, warum er überhaupt heirathen muß, nachdem er alle diese langen Jahre als Witwer gelebt hat.

Jane's Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. „Es ist nicht wahrscheinlich, Lydia; es kann

nicht wahr sein. Wie kommst Du auf eine so sonderbare Vermuthung?"

„Gerade wie Du zu derselben gekommen wärest, wenn Deine Augen nicht mit Schuppen bedeckt gewesen wären. Es ereignen sich vor mancher Leute Augen täglich die erstaunlichsten Dinge, ohne von ihnen gesehen zu werden. Dieß war auch Euer Fall. Ich kam frisch ins Haus, mit hellem Auge und Verstande, und sah sogleich Alles."

„Was sahst Du? Was ist hier zu sehen?" sagte die sonst so würdevolle Miß Canterbury in so gereiztem Tone, wie wenn Mrs. Dunn selber gesprochen hätte.

„Verschiedene kleine Punkte, die, sobald sie alle zusammen genommen werden, ein Ganzes machen," war die Antwort, „obgleich Du sagen würdest, dieß sei nichts, und das sei nichts, wenn Dir Jedes getrennt vorgehalten würde."

Die beiden Gestalten waren jetzt auseinander gegangen, und Mr. Canterbury hatte den Rückweg angetreten Ein anderer Herr, der zu ihnen herangetreten, ging jetzt an Carolinens Seite weiter.

„Als ich vor einer Woche hier anlangte und Papa an den Wagen kam, um mich zu empfangen, war ich über sein Aussehen dermaßen erstaunt, daß ich auf einen Augenblick verstummte," sagte Mrs. Dunn. „Gab es früher wohl einen Mann, der in seiner Kleidung nachlässiger war? Er hatte eine weiße Weste angezogen und ließ seine weißen Manchetten vorstehen, und eine Lorgnette hing an einer unsichtbaren Kette. Wann zog er früher je am Tage eine weiße

Weste an, oder zeigte nur eine Spur von weißer Manchette oder gab seine Brille auf?"

„Mich dünkt, er fing nach Edgar's Tode weiße Manchetten zu tragen an," sagte Jane.

„Es ist mir einerlei, wann er sie zu tragen anfing. Damals nicht, oder wenn er es anfing, so gab er es später wieder auf; jedenfalls ist es jetzt etwas Neues. Es ist Alles neu an ihm, und er muß einen Zweck dabei haben," sagte Mrs. Dunn.

Es erfolgte ein höchst unangenehmes Schweigen.

„Und seine Perrücke!" fuhr Mrs. Dunn fort. „Hat man je ein solch geckenhaftes Ding gesehen? Seht sie doch nur an!"

„Er bekam eine kahle Platte auf dem Kopfe und schaffte sich dieselbe deßwegen an," sprach Jane mit leisem Tone.

„Dummes Zeug!" sagte Mrs. Dunn. „Er würde sich gar wenig aus seiner kahlen Platte gemacht haben, so lange nur Ihr dieselben gesehen hättet. Und gesetzt, er wünschte sie wirklich unbemerkt, brauchte er da ein Ding zu kaufen, das sich nur für den Holzkopf im Fenster eines Haarkräuslers eignet, einen Haufen wohlriechender Locken?"

„Wir sagten allerdings, sie sei zu jugendlich für Papa, als er den ersten Morgen darin zum Frühstück herunter kam," murmelte Jane.

„Er hat sich drei Zähne einsetzen lassen," fuhr Mrs. Dunn fort.

„Sie fehlten ihm," sagte Jane.

„Sie hatten ihm schon fast so lange gefehlt, wie

ich denken kann. Warum mußte er sich nach all diesen langen Jahren plötzlich in den Kopf setzen, daß er neue eingesetzt haben müsse? Das Nächste wird sein, daß er sich das Gesicht schminkt; man sagt, daß manche Männer dieß thun."

„Lydia, ich kann Dir nicht erlauben, in dieser Weise von Deinem Vater zu sprechen," sagte Olive in vorwurfsvollem Tone, denn sie fühlte sich tief gekränkt.

„Gut, ich werde ihn in Ruhe lassen. Gehen wir zu Caroline Kage über. Glaubt ihr etwa, daß sie Euretwegen so beharrlich hierher kommt, daß sie für Euch Mädchen jenes liebliche Lächeln hat? Warum steht Papa neben ihr, wenn sie singt? Warum lacht und scherzt und flüstert er mit ihr — ich habe ihn mit ihr flüstern gesehen — und warum geht er Abends mit ihr nach Hause, wie er es fast jedesmal thut, wenn sie hier gewesen ist?"

„Ich glaube, daß er ihr diese Aufmerksamkeit nur erzeigt hat, wie er sie jedem andern Kinde erzeigen würde, zum Theil eben, weil sie ein Kind ist," sprach Olive fest.

„Wirklich?" entgegnete Mrs. Dunn spottend.

„Es ist mir nie eingefallen, es in einem andern Lichte zu sehen, Lydia."

„Nun, fällt es Dir denn jetzt ein, jetzt, da man Dir die Augen öffnet?"

Miß Canterbury antwortete nicht. Ungeachtet ihres an den Tag gelegten Zweifels drängte sich ihr eine fürchterliche Möglichkeit auf. Jane fühlte sich

unbeschreiblich unglücklich und stand mit einem trostlosen Gesichte da.

„Daß Ihr dazu beigetragen, oder es wohl gänzlich herbeigeführt habt, indem Ihr sie so beständig hier hattet, ist ganz gewiß,“ sprach Mrs. Dunn mit tief verletzter Miene. „Wie Ihr so vernagelt sein konntet, ist mir unbegreiflich, da doch die erste Stunde meines Hierseins genügte, um mich darüber aufzuklären.“

„Du hast so viel mehr Erfahrung, als wir; Du hast Dich in der Welt umgesehen,“ sagte Jane, um sich zu entschuldigen. „Und ich denke mir, Lydia, daß die Ehe zur Entwicklung unserer Kenntniß des männlichen Charakters beiträgt.“

„Das thut sie,“ erklärte Mrs. Dunn nachdrucksvoll, „wenn Du damit die Streiche und Kniffe der Männer meinst. So lange wir als Mädchen zu Hause sind, erscheinen die Männer uns als Heilige, die kein Unrecht thun könnten, und wenn man sie dafür bezahlte; aber diese Vorstellung verliert sich erstaunlich schnell, wenn wir einmal frei mit ihnen verkehren. Ich beklage mich nicht über meinen verstorbenen Mann, er war persönlich gut, aber ich habe Einiges über die Männer im Allgemeinen gelernt.“

Wie Alles dieß Miß Canterbury's Ohr verletzte, hätte sie allein zu sagen vermocht. Ihr Herz war seit langer Zeit von keiner solchen Angst belastet gewesen.

„O, Lydia, ich hoffe — o, ich hoffe, daß Du Dich irrst!“ waren die Worte, die unwillkürlich ihrem

vollen Herzen entquollen. „Oder, wo nicht, daß das Unglück wenigstens noch verhindert werden kann.“

„Ich irre mich nicht, Olive. Was aber das Abwenden des Unglücks betrifft, so ist das etwas Anderes. Ich sage nicht, daß die Sache schon zu weit gegangen ist,“ fuhr Mrs. Dunn, ihre früheren voreiligen Worte etwas einschränkend, fort. „Papa hat sich sicherlich etwas mit Caroline Kage in den Kopf gesetzt; aber er ist vielleicht noch vor dieser unverzeihlichen Thorheit zu retten.“

„Hier kommt er so eben durch das Thor herein,“ bemerkte Jane.

Sie betrachteten ihn, wie er vom Park in den Blumengarten hineinkam und nach der Vorderseite des Hauses herum ging, wo sein Reitknecht mit den Pferden wartete. Mr. Canterbury erschien ihnen in einem ganz neuen und eigenthümlichen Lichte.

„Gott helfe uns Allen, wenn es wirklich so sein sollte!“ hauchte Olive inbrünstig vor sich hin.

Die hinterlistige Mrs. Kage war es, die diese unerwünschte Entwicklung der Dinge herbeigeführt hatte; denn Lydia Dunn hatte sich nicht geirrt.

Indem sich Erstere nach allen Seiten hin nach einer wünschenswerthen Versorgung für ihre Tochter umgeschaut hatte, waren ihre gierigen Blicke auf den „Fels“ gefallen. Die Sache hatte allerdings ihre Nachtheile — das konnte sie sich nicht verhehlen; aber alle überwog der Reichthum! Mr. Canterbury hatte sein sechzigstes Jahr bereits weit hinter sich, und seine

erwachsenen Kinder, die alle älter waren als Caroline, waren zu Hause. Aber bei einem solchen Vermögen konnte man sicherlich noch mehr als dergleichen geringe Hindernisse übersehen. Und falls Caroline sich nur dazu bewegen ließ — bei diesem Knoten in ihrem Gewebe angelangt, verlor Mrs. Kage jedesmal den Faden.

Das Gewebe war angefangen und wuchs. Vielleicht hatten Mrs. Kage und Mr. Canterbury gleichen Antheil an dem Werke, doch war Erstere jedenfalls diejenige, die dasselbe zuerst in den Gang gebracht. Das Glück begünstigt dergleichen unnatürliche Absichten zuweilen, wie wenn die unbeständige Göttin selbst eine Ränkeschmiedin wäre; und so geschah es in diesem Falle. Mrs. Kage bekam mit dem Gerichte zu thun, in dem es sich um einen Theil des geringen Vermögens handelte, das sie von ihrer Schwester geerbt hatte. Thomas Kage wäre die geeignetste Person gewesen, an die sie sich hätte wenden können, und er wäre der Sache im Handumwenden auf den Grund gekommen; aber Mrs. Kage schauderte schon vor seinem Namen. Denn, daß Caroline ihm zugethan war, wie sie es nie einem andern Manne mehr sein würde, das hatte Mrs Kage an Ostern nur zu deutlich wargenommen. Jeder Andere war ihr lieber als er; und es gelang Mrs. Kage, einen Andern zu finden und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. Sie fragte Mr. Canterbury um Rath. Dieser Herr, der in der Rechtsgelehrsamkeit ungefähr so viel Kenntniß besaß wie eines der Rehe in seinem Park, sich

aber für einen der ersten Kenner hielt, ging kräftig in die Sache ein. Dieß machte häufige Besuche bei Mrs. Kage nothwendig, wo er der Macht von Carolinens Reizen ausgesetzt war, welche diese durchaus nicht ungern an ihm ausübte. Dann kam wiederholt unvermeidlicher Austausch von neuen Befürchtungen, deren Bote Caroline von der einen zu der andern Seite war. Alles dieß trug schnelle Früchte. Wenn ältliche Herren eine derartige Zuneigung fassen, so sind sie gewöhnlich in einer unbeschreiblichen Eile, wie wenn vor dem Ende des Jahres noch das Ende ihrer Tage kommen würde; so war es auch bei Mr. Canterbury. Caroline war ebenso klug, wie ihre Mutter; ehe der Mann noch an etwas Anderes dachte, als daß sie ein schönes, liebenswerthes, reizendes Mädchen sei, und diesen Gedanken in seinem Benehmen verrieth, sah sie schon, welches Ende zu erzielen sei. Wenn sie seine Bewunderung nicht geradezu ermuthigte, so wies sie dieselbe doch jedenfalls nie zurück. In ihrer leichtsinnigen Sucht zu gefallen war sie damit zufrieden, sich heimlicherweise den Hof machen zu lassen, Mr. Canterbury's Träumen Nahrung zu geben, und die Sache ihren Weg gehen zu lassen. Ob sie, wenn der Augenblick der Entscheidung käme, Mr. Canterbury's Antrag annehmen und Herrin des „Fels" und seiner reichen Einkünfte werden, oder ob sie ihn mit großen Augen und einem hübschen Lachen ansehen sollte, indem sie ihn zurückwies, dieß vermochte Caroline noch nicht vorherzubestimmen, und wünschte auch gar nicht daran zu denken. Von Zeit

zu Zeit hatte sie einen Traum, in der Thomas Kage in Chilling erschien, mit der Nachricht, daß er plötzlich von irgend einem alten Verwandten oder Bekannten, etwa von Mrs. Garston, ein großes Vermögen geerbt, und mit der Bitte, daß sie, Caroline, dasselbe mit ihm theilen möge. Bei solchen Gedanken pflegte dann ihr Herz so gewaltig vor Entzücken zu pochen, daß sie die Hand auf ihre Brust zu drücken genöthigt war.

Neuntes Kapitel.

Thomas Kage's letzter Hoffnungsstrahl erlischt.

Der erstere Theil von Carolinens Traume ward plötzlich erfüllt. Zwischen 10 und 11 Uhr an einem schönen Junimorgen — demselben, dessen im vorigen Kapitel erwähnt wurde — trat Thomas Kage in ihr Zimmer. Carolinens Herz hüpfte hoch auf; in ihrer Freude konnte sie kaum glauben, daß er es wirkich sei.

Mrs. Kage's Verdruß kam an Größe ihrer Freude gleich. Mr. Canterbury's Aufmerksamkeiten waren bereits so fühlbar geworden, daß sie an eine nahe bevorstehende Entscheidung von seiner Seite glaubte. Die Briefe über ihre Geschäftsangelegenheit kamen in wünschenswerth schneller Folge an; sie hatte noch diesen Morgen einen solchen erhalten, Caroline aufgetragen, denselben zu Mr. Canterbury zu tragen und ihr Anweisung ertheilt, was sie ihm dabei zu sagen habe, als sie durch Thomas Kage's Ankunft unterbrochen wurde. Mrs. Kage fühlte sich wie vernichtet, als sie bedachte, wie sehr diese unwillkommene

Störung dem glatten Gange ihrer Unternehmung schaden könne. In Erwiderung auf ihre kurzen Fragen hatte er nur gesagt, er habe den Nachtzug nach Aberton benutzt. Mrs. Kage wünschte in ihrem Innern, der Zug hätte sich und ihn unterwegs an irgend einer gefährlichen Stelle begraben.

„Geschäfte in Aberton vermuthlich, wie gewöhnlich,“ bemerkte sie mißmuthig.

„Nein, ich hatte dießmal keine Geschäfte in Aberton,“ war Mr. Kage's Antwort.

„Es muß ein warmer Spaziergang gewesen sein von dort hierher.“

„Nicht so sehr warm. Es ist ein köstlicher Morgen, Mrs. Kage, es weht ein erfrischender kühler Wind. Willst Du ein wenig mit mir ausgehen und Dich davon überzeugen?“ sagte er mit Bedeutung, zu Caroline gewendet, die aber weder ja noch nein antwortete. Seine Ankunft hatte sie in einen Zustand der größten Unsicherheit versetzt. Sollte ihr Traum sich in der That verwirklichen? War das Glück bei ihm eingekehrt? Mrs. Kage rief gerade die Antwort zu dieser Frage hervor.

„Wie geht es Ihnen in Ihrem Berufe?“

„Nicht gut; ich komme nur langsam vorwärts“, antwortete er. „In der That so langsam, daß ich nicht weiß, ob ich denselben nicht aufgeben und mein Glück auf andere Weise versuchen werde.“

Caroline lauschte. Sie hätte bitter auflachen können über ihre liebende Narrheit. Jener schöne,

hoffnungsvolle Traum von süßem Glücke mit Thomas Kage entfloh plötzlich.

Sie bemächtigte sich des Briefes, setzte ihren hübschesten Hut auf und schlüpfte ungesehen aus dem Hause. Ein gewisses Etwas in seinem Tone, als er sie mit ihm auszugehen gebeten, hatte sie überzeugt, daß er von seiner Liebe zu sprechen beabsichtigte; in solchen Dingen täuscht das Herz sich nicht, und Caroline wünschte einer solchen Unterredung auszuweichen. Doch wagte sie nicht, sich lange auf dem „Fels“ aufzuhalten, damit er ihr nicht etwa dorthin nachkäme.

Doch that er dieß. Als sie mit Mr. Canterbury in eifrigem Geschräch war, kam er über das Feld gegangen und gesellte sich zu ihnen. Verdrossen über die ungelegene Störung, sprach Mr. Canterbury, ungeachtet seiner Vorliebe für den jungen Rechtsgelehrten, ziemlich kurz mit diesem, und kehrte nach einem flüchtigen Händedrucke und einigen wenigen Worten der Begrüßung nach Hause zurück.

„Warum sagtest Du mir nicht, daß Du nach dem „Fels“ zu gehen wünschtest, Caroline?“ begann Mr. Kage, indem sie Beide weiter gingen. „Ich wäre mit Dir gegangen.“

Der warmen Liebe trotzend, die in ihrem Herzen glühte und ihre Pulse fliegen machte, stählte Caroline ihr Herz gegen ihn. Die Anstrengung, die es sie kostete, dieß zu thun, sowie die feste Absicht, ihn los zu werden, machte ihr Benehmen kalt, hart und gereizt.

„Das war gerade der Grund, weßhalb ich Dir

nichts davon sagte. Ich wünschte, allein zu gehen,“ sagte sie.

„Willst Du meinen Arm nehmen?“

„Nein, ich danke. Es ist dieß hier bei uns zu Lande nicht Sitte.“

„Es war Sitte, als ich das letzte Mal hier war. Erinnerst Du Dich nicht unseres Mondschein-Spazierganges über dieses selbe Feld? Und wenn ich nicht irre, so stütztest Du Dich so eben auf Mr. Canterbury's Arm.“

„Wir sind sehr befreundet mit ihm.“

„Und ich mit Dir verwandt.“

„Außerordentlich entfernt“, erwiderte sie mit einem kurzen Lachen.

„Je weitläufiger, desto besser, Caroline, in gewisser Hinsicht. Welch ein Stutzer er geworden ist!“

„Wer?“

„Der alte Canterbury. Er sieht zehn Jahre jünger aus, als vor zwei Monaten. Was hat er mit sich vorgenommen?“

„Wie kamst Du dazu, uns heute zu besuchen, ohne uns vorher ein Wort davon wissen zu lassen?“ fragte Caroline schnell, der es darum zu thun war, den Erörterungen über Mr. Canterbury auszuweichen.

„Ich kam, um Dich zu sehen, Caroline.“

„O!“ sagte sie gleichgültig, und wünschte sich Flügel, um davon fliegen zu können. „Ich glaubte, Du habest Geschäfte in Aberton. Sprich nicht weiter davon, ich ziehe vor, nichts darüber zu wissen.“

„Vor allem Andern wünsche ich Dir eine Neuig-

keit mitzutheilen, Caroline," fuhr er ruhig fort, „und dann möchte ich Dich um Deinen Rath bitten. Es ist mir eine Anstellung in Indien angeboten worden, und ich berathschlage eben mit mir, ob ich dieselbe annehmen und meine Stellung hier aufgeben soll oder nicht. Der Gehalt würde sich Anfangs auf siebenhundert Pfund das Jahr belaufen, und die Beförderung ziemlich schnell gehen. In sechs bis sieben Jahren würde ich fünfzehnhundert, also etwa das Doppelte erhalten."

„Du verdienst in London keine siebenhundert Pfund das Jahr?"

„Nicht die Hälfte; ich wollte nur, ich verdiente so viel, da würde ich nicht daran denken, fortzugehen. Dieses Jahr hoffe ich, Alles zusammen gerechnet, ungefähr dreihundert Pfund einzunehmen."

„Dann würde ich nach Indien gehen", sagte sie lebhaft. „Es mag Dir eine solche Stelle nie wieder in den Weg kommen. Nimm das Anerbieten augenblicklich ohne alles Zögern an. Ich würde mit dem nächsten Postschiffe abreisen, wenn ich an Deiner Stelle wäre."

„Wirklich? Ist dieß Dein aufrichtiger Rath?"

„Ja."

„Ich könnte nicht allein fortgehen, Caroline."

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Es war ihr das sehr unangenehm, weil sie wußte, daß sie sowohl gegen ihn wie gegen sich selbst falsch sein werde. Ihr Gesicht überzog sich mit einer tödtlichen Blässe.

„Wenn ich — Eine bewegen kann, mich zu begleiten, als meine liebende Gefährtin, und mein Schicksal zu theilen, — dann will ich gehen. Sonst bleibe ich und schlage mich in England durch, so gut ich kann.“

Caroline Kage antwortete nicht. Ihr Wesen und ihr Gesicht waren kalt wie ein Stein geworden. Er fuhr fort, seine guten ehrlichen Augen auf sie heftend, in leisem, ruhigem, zärtlichem Tone zu reden.

„Ich habe jetzt seit mehreren Monaten eine große Hoffnung mit mir herumgetragen, — ja, schon seit jenem kurzen Aufenthalte im Bade voriges Jahr; Du und ich sind einander seit der Zeit nur noch zweimal begegnet, doch ist die Hoffnung mit jedem Male heller in mir entflammt. Ich habe nichts davon gesagt; so lange meine Zukunft unsicher war, verbot mir die Ehre, davon zu sprechen; auch habe ich selbst durch keinen Blick etwas davon verrathen, — wenigstens nicht absichtlich; in solchen Fällen findet zwischen beiden Betheiligten gewöhnlich ein schweigendes Verständniß statt, und ich glaube, Du hast mich verstanden. Als mir diese Anstellung angetragen wurde, war mein erster Gedanke, dieselbe auszuschlagen. Doch ließ ich mir Zeit zur Ueberlegung; und ich sah bald ein, daß dieß eine Befreiung aus dem harten Schicksale sein dürfte, das mich zu langem, endlosem Warten verurtheilte, falls Du es, mit der Bewilligung Deiner Mutter, in demselben Lichte sehen könntest. So beschloß ich denn,

die Sache Dir vorzulegen, Caroline, und Dich zu bitten, mit mir nach Indien zu kommen."

Sie war ein wenig bewegt; ihre Lippen öffneten sich und schlossen sich wieder, ohne eine Silbe hervorzubringen. Ihr Gesicht war bald weiß, bald roth.

„Ich wünsche, daß Du mich wohl verstehst, Caroline, ehe Du zu einem festen Entschlusse kommst. Ich möchte Dich um die Welt nicht zu einem Schritte überreden, der Dir später eine Enttäuschung bringen könnte. Deßwegen versuche, Dir das zu verwirklichen, was ich Dir sagen werde. Du hast vermuthlich einige Vorstellungen von dem Werthe des Geldes, wie mit siebenhundert Pfund jährlicher Einkünfte die Ausgaben des täglichen Lebens bemessen werden können. Die Einnahme Deiner Mutter beläuft sich, wenn ich nicht irre, auf fünfhundert Pfund, die meinige soll siebenhundert Pfund sein; dagegen reicht das Geld in Indien nicht so weit, wie hier. Ich würde mit einigen hundert Pfund in der Tasche anfangen, und mein Gehalt mit jedem Jahre zunehmen. Wir würden vollkommen genug haben für alle Bequemlichkeiten des Lebens und sogar noch ein wenig für außerordentliche Fälle."

Er schwieg, erhielt jedoch keine Antwort.

„Würde die Gefährtin es mit mir wagen?"

„Nein", antwortete sie, und ihre Stimme war leise und kalt. „Nein."

Seine Züge veränderten sich, wie wenn ein giftiger Wind ihn angeweht hätte. „Ueberlege es Dir, Caroline", sagte er nach einer kurzen Pause.

„Ueberlege es wohl, und gieb mir später eine Antwort.“

„Es ist unnöthig. Ich würde dann nur dasselbe sagen, was ich jetzt sage — nein.“

Sie gingen schweigend ein paar Schritte weiter. Caroline beschleunigte plötzlich ihre Schritte, wie wenn sie ihm hätte entfliehen wollen. Er streckte seine Hand aus, um sie zurückzuhalten.

„Caroline, hast Du mich wohl verstanden?“

„Ich glaube wohl. Ja, ich habe Dich vollkommen verstanden.“

„Und Du weisest mich ab?“

„Sei nicht albern. Abweisen! Nun ja, wenn Du es so haben willst. Wir sind Vetter und Cousine, und müssen dieß bleiben; und damit ist es abgemacht.“

„Ich habe lange gewartet, ehe ich Dir dieß gesagt; ich war nicht eher zu sprechen berechtigt. Du hast mich irre geleitet, Caroline.“

„Was wirst Du noch behaupten? Es hat ganz in Deiner Einbildung gelegen.“

„Du hast mich irre geleitet, und Du weißt dieß“, fuhr er fort, zu ernstlich ergriffen, um die Zeichen seiner Gemüthsbewegung zu beachten. „Du hast mich von Anfang an irre geleitet.“

„Tom, das habe ich nicht gethan. Ich fürchte die Armuth, und würde nie eine Heirath schließen, die mich derselben aussetzte; wie kann ich dich also irre geleitet haben? Mache Dich nicht lächerlich. Ich

hasse alle Auftritte, die an die Bühne erinnern, namentlich im offenen Felde."

„Ich bin nicht der Mann, der solche Auftritte liebt", erwiderte er mit ziemlicher Ruhe, „aber — ich muß es wiederholen — Du hast mich auf das grausamste irre geleitet. Erinnerst Du dich etwa nicht mehr, daß Du, als ich das letzte Mal hier war —"

„Ja, ich habe Alles vergessen, und wünsche nicht, daran erinnert zu werden", sprach sie, ihm mit herzlosem Wesen ins Wort fallend. „Ich will mich lieber in ein trocknes Stück Leder, wie Dein Handschuh, verwandelt sehen, als mich der Armuth aussetzen."

„Nennst Du das Einkommen, welches ich genannt, Armuth?"

„Gewiß nenne ich es so. Fürchterliche Armuth, um darauf hin zu heirathen. Was nützt es überhaupt, sich zu verheirathen, wenn man seine Stellung nicht dadurch verbessert? Siebenhundert Pfund das Jahr, fürwahr! Das würde nicht zur Hälfte für meine Kleidung hinreichen."

„Welches Einkommen würdest Du verlangen, um damit zu heirathen?"

„Ebenso viele Tausende. Keinen Pfennig weniger."

Ihr Wesen sowohl wie ihre Worte waren im höchsten Grade abstoßend, theils durch die heftige Aufregung des Augenblicks, theils weil sie sich in einer Lage sah, die sie ängstigte, — und unterdessen pochte ihr Herz vor Liebe zu ihm. Hätte nicht bereits eine goldene Aussicht ihre Augen geblendet, so

wäre Caroline Kage doch vielleicht noch ihm und sich selbst treu geblieben und ihm in fremde Länder gefolgt. Sie war sich vollkommen bewußt, daß sie ihn in der That irre geleitet und überhaupt abscheulich an ihm gehandelt hatte. Thomas Kage kämpfte, um seine gewohnte Ruhe zu bewahren, und wenn sein Gesicht die Kränkung verrieth, die ihm widerfahren, so schwiegen doch seine Lippen davon; so langten sie, mit klopfenden Herzen, schweigend neben einander hingehend, am Hause an. Caroline wollte hastig hineineilen.

„Du wirst mich doch nicht in dieser Weise verlassen?“, sagte er mit bewegter Stimme. „Weißt Du, was Du mir anthust? Daß mein Leben fortan ein zerrüttetes ist?“

„Es thut mir sehr leid, Tom; ich hoffe, Du wirst mich bald vergessen. Je eher, desto besser“, sagte sie in etwas weicherem Tone.

„Und wenn ich Dir sagte, Du seiest herzlos?“

Herzlos war sie allerdings nicht, in so fern sie ihn geliebt hatte. Aber sie wußte, es sei jetzt sicherer, wenn sie sich den Schein der Herzlosigkeit gäbe.

„So kann ich es nicht verhindern. Du hättest nie an mich denken oder mich aufsuchen sollen, da Du wußtest, von welcher Beschaffenheit Deine Aussichten waren. Wie konnte ich dieß wissen?“

„Dann ist es nicht meine Person, die Du abweisest, sondern meinen Mangel an hinreichenden Mitteln? Laß mich die Sache Deiner Mutter vor-

legen und sehen, ob sie dieß als ein unübersteigliches Hinderniß betrachtet.“

„Das würde ich Dir nicht rathen. Es wäre reiner Zeitverlust. So wie Du meine Mutter kennst, solltest Du wohl wissen, daß sie, weit entfernt, mir zu einer Heirath mit einem unbemittelten Manne zu rathen, die Erste wäre, die mich daran verhinderte. Das kommt indessen gar nicht in Betracht; selbst wenn sie mir ernstlich zureden wollte, Dich als meinen Gatten anzunehmen, würde ich ihr antworten, wie ich Dir geantwortet habe, nämlich mit Nein.“

„Dann ist also alle Hoffnung für mich zu Ende, für jetzt und immer?“

„Du hättest eine solche Hoffnung überhaupt nie nähren sollen. Da Du mir nicht eine passende Stellung zu bieten hattest, wozu ein Wagen, entsprechende Kleidung, regelmäßiger Besuch der feinen Vergnügungen und all dergleichen gehört, hättest Du zu verständig sein sollen, um an mich zu denken. Ich kann nicht umhin, dieß zu sagen, Thomas.“

„Meinst Du, das Glück liege in dem Genannten, Caroline?“ fragte er in kummervollem Tone, und sein blasses Gesicht sah in den grünen Lorbeerbüschen noch bleicher aus.

„Ja, das versteht sich. Ich kann ohne dieselben nicht glücklich sein. Und was noch mehr ist, ich werde mich nie dazu bewegen lassen, es zu versuchen.“

„O, Caroline, laß Dich bitten, Dich nicht selbst zu hintergehen. Ich spreche zu Deinem eigenen Besten. Solche Dinge werden, wenn Dein Herz nicht dem

Geber gehört, bald nichts als spottende Schatten für Dich sein."

„Niemals! Ich bin von mütterlicher Seit e her, wie Du weißt, zu Prunk und Staat geboren. Und obgleich ich Beides bisher noch nicht besessen, werde ich es, wenn es kommt, nicht weniger schätzen."

„Gott verzeihe Dir, Caroline, daß Du so falsch an mir gehandelt. Du weißt, wie Du mich von Anfang an ermuthigt hast und was Dein Benehmen gegen mich gewesen. Mit Dir — weicht aller Sonnenschein aus meinem Leben."

„Dummes Zeug!"

„Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Du diesen Tag nie bereuen wirst; doch kann ich nicht umhin zu sagen, daß Du Dich aller Wahrscheinlichkeit nach einmal mit Schmerz an denselben zurückerinnern wirst. Ein Weib kann nicht so herzlos an einem Manne handeln, wie Du an mir gehandelt hast, ohne sich nicht zuweilen unangenehm daran zu erinnern. Ich will versuchen, es schweigend zu ertragen, und wünsche Dir nichts Böses, sondern bitte vielmehr Gott, Dich immerdar zu segnen."

Sie lief ins Haus, um sich zu retten, denn ihre Augen füllten sich wider ihren Willen mit Thränen, wiewohl ihr Wesen bis zuletzt abstoßend gewesen. Es war für sie die höchste Zeit zu fliehen, — falls sie einen Augenblick länger geblieben, so wäre sie ihm vielleicht voll tiefer Reue an die Brust gestürzt. Thomas Kage schaute ihr mit sehnsüchtigen Augen nach. Es war der Wendepunkt seines Lebens.

Das Gabelfrühstück stand auf dem Tische, als er ins Zimmer trat, und Mrs. Kage wartete in schrecklichster Unruhe. Sie hätte ihn lieber bei den Füßen angekettet, als ihm gestattet, in der lieblichen Sommerluft mit Caroline in den grünen Feldern zu wandeln.

Diese, die auf ihr Zimmer gegangen war, ihren Hut abzulegen, kam mit heiterem Gesichte wieder herunter. Mrs. Kage näherte sich dem Tische.

„Kalter Lammsbraten!“ sagte sie. „Wollen Sie mir die Mühe des Zerlegens abnehmen, Thomas? Ich hoffe, Sie werden tüchtig essen, denn es müssen viele Stunden vergangen sein, seit Sie gefrühstückt haben.“

Er that, wie sie ihn gebeten; er schnitt auf und aß, oder schien wenigstens zu essen. Mrs. Kage war nicht die Frau, die sich viel darum bekümmerte, und Caroline war mit ihrem eigenen Teller beschäftigt. Die Unterhaltung drehte sich um allgemeine Gegenstände, zum Theil um Mrs. Garston, um Sarah Annesley und deren neue Stellung in London; doch sprach er kein Wort weiter über sich und seine eigenen Angelegenheiten. Als der Tisch abgeräumt und Mrs. Kage sich wieder hinter ihre Fächer und Riechfläschchen auf das Sofa zurückgezogen, trat er zu ihr, um sich zu verabschieden.

„Gehen Sie jetzt schon?“ rief Mrs. Kage aus.

„Ich muß.“

„Ich dachte, daß Sie zum Essen dableiben werden.“

Er hatte davon nichts gesagt — da er eine

andere Antwort von Caroline erwartet, als diejenige, die ihm zu Theil geworden. Er war mit dem Nachtzuge gekommen und hatte mit dem nächsten Nachtzuge zurückzukehren beabsichtigt. Jetzt aber wollte er mit dem nächsten Zuge reisen, zu dem er in Aberton eintreffen konnte.

„Es liegt mir sehr daran, so schnell wie möglich wieder nach London zurückzukehren; es ist eine geschäftsvolle Zeit in Westminster. Und jetzt, da ich Sie und Caroline gesehen habe —“

Er beendete seinen Satz nicht, falls derselbe überhaupt ein Ende hatte. Er nahm Mrs. Kage's zarte Hand, die ebenso verwelkt war wie ihr Gesicht, und wandte sich dann zu Caroline.

„Muß ich Lebewohl sagen?“

Er hatte also noch nicht die Hoffnung aufgegeben. Der leise Ton war voll tiefer Bedeutung, und seine Augen versenkten sich fragend in die ihrigen.

Doch nur auf einen Augenblick. Sie wandte mit harter Kälte die Blicke von ihm ab und reichte ihm widerstrebend die Hand.

„Adieu, Thomas. Ich wünsche Dir eine glückliche Reise.“

War dieß Spott? Nein, aber er glaubte es. Die Hausthür schloß sich hinter ihm und dann das Pförtchen unter den Lorbeersträuchen.

„Er ist mir unbegreiflich“, sagte Mrs. Kage, sich das Gesicht mit kölnischem Wasser badend. „Welch ein Einfall, die ganze Reise hierher zu machen,

und zwar in der Nacht, und dann eine einzige Stunde dazubleiben!

Wie lange Caroline am Fenster stand und die Augen auf das Pförtchen heftete, durch das er hinausgegangen, wußte sie nicht. Falls sein Leben, wie er gesagt, fortan ein zerrüttetes war, so fühlte sie, daß auch in dem ihrigen der Sonnenschein erloschen. Bei seinem Schwinden, in der gramvollen Gewißheit, daß er und sie jetzt auf immer von einander geschieden, kamen ihre Gefühle an den Tag. Vielleicht sah Caroline auf ein paar Augenblicke die Dinge in ihren wahren Farben, von allem falschen Schimmer entkleidet, und erkannte die Ueberlegenheit und den Werth des Mannes, den sie weggeworfen hatte. Wäre es nicht so völlig fruchtlos gewesen, so hätte sie, wie schon einmal vorher, reuig die Arme nach ihm ausstrecken und ihm nachrufen mögen: „O, mein Lieb, mein Lieb! O, kehr' zurück zu mir!"

„Hast Du keine Ohren mehr, Caroline?" fragte Mrs. Kage. „Ich frage Dich, was den jungen Menschen auf einen so flüchtigen Besuch hergeführt haben kann? Er gab zu, daß er dießmal keine Geschäfte in Aberton hatte."

Diese Frage rief Caroline zur Wirklichkeit zurück. Sie bemeisterte ihre Gemüthsbewegung, gab jedoch keine Antwort.

„Er sagte zuerst, er werde mit Vergnügen zum Essen dableiben", fuhr Mrs. Kage fort. „Nicht etwa, daß mir daran gelegen war. Es ist sehr unangenehm, einen Vetter im sechzehnten Grade und unglücklicher-

weise gleichen Namens zu besitzen, der sich die Freiheit nimmt, zu allen Zeiten und Stunden bei Einem angestürzt zu kommen — dieß ist bereits das dritte Mal, daß er auf diese Weise hier einrückt. Da er aber einmal da war — warum ist er in einer so entsetzlichen Eile wieder fortgestürzt?"

„Ich glaube, daß ich schuld daran bin", sagte Caroline mit leiser Stimme, denn sie wünschte, sich dieß sowohl, als noch etwas Anderes vom Herzen zu schaffen. „Ich habe ihn gekränkt und das treibt ihn fort."

„Wie ist das gekommen?" fragte Mrs. Kage in jenem gleichgültigen Tone, den sie so vortrefflich annehmen konnte. „Rücke dieß Fußkissen etwas bequemer für mich zurecht, Caroline."

„Es ist ihm eine Anstellung in Indien angeboten worden", sagte Caroline leise, ohne sich um das Fußkissen zu bekümmern. „Er sagte, er werde dieselbe annehmen, falls ich ihn begleiten wolle."

„Was war die Anstellung werth?" fragte Mrs. Kage, sich eifrig vorbeugend, indem sie in dem leuchtenden Traume von unzählbaren Goldstücken ihre Hinfälligkeit vergaß.

„Siebenhundert Pfund das Jahr."

Mrs. Kage sank wieder zurück. „O!"

„Siebenhundert zu Anfang und dann steigt der Gehalt von Jahr zu Jahr bis zu fünfzehnhundert Pfund. Er hielt es für recht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß das Geld in Indien nicht so weit reicht wie hier."

„Nun?“ sagte Mrs. Kage in scharfem Tone, als Caroline schwieg.

„Ich lachte über den Einfall, Mama.“

„Was konntest Du anders thun, Kind? Das ist recht. Ich habe Thomas Kage stets für einen Narren gehalten, und jetzt hat er bewiesen, daß er dieß ist.“

Caroline nahm einen Wollenball auf und fing denselben mit träumerischer Miene, wie wenn ihre Gedanken weit fort wären. Mrs. Kage zog ihren Shawl über die Schultern und fuhr fort:

„Sahst Du Mr. Canterbury heute Morgen?“

„Ja; ich gab ihm den Brief. Er wird später herüber kommen, um mit Dir zu sprechen.“

Mrs. Kage begann an dem Stöpsel ihres Riechfläschchens zu schrauben und sagte nichts.

„Er kam mir nach, als ich fortging und ging dann mit mir durch den Park“, fuhr Caroline, das Schweigen brechend, fort.

Mrs. Kage hatte dieß bereits so oft gehört, daß sie sich ein wenig darüber zu ärgern anfing. Es war ihr unmöglich, zu bestimmen, ob Mr. Canterbury mit diesen Aufmerksamkeiten Weiteres andeute oder nicht.

„Er kommt gar nicht zum Ziele. Er sollte zu Dir sprechen, Caroline.“

„Er hat gesprochen. Wie wir am Wege standen, der vom Park in das Feld führt, gab ein Wort das andere, und er bat mich, Mrs. Canterbury zu werden.“

Die junge Dame sprach mit nachlässiger Gleich-

gültigkeit; doch ward die Nachricht nicht mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Die schmachtende Mrs. Kage konnte aus ihrer Hinfälligkeit herausgerissen werden, obgleich ziemlich viel dazu gehörte.

„Du glückliches Mädchen! Mit achtzehn Jahren eine so glänzende Versorgung zu finden. Wie herrlich!“

„Ist es eine gute oder eine böse Vorbedeutung, wenn man zwei Heirathsanträge an demselben Tage erhält?“ sagte Caroline in träumerischem Tone.

„Eine böse Vorbedeutung!“ schrie Mrs. Kage. „Wenn man die Herrin eines so herrlichen Wohnsitzes wird, wie der „Fels“, mit unbegrenztem Reichthume, mit Juwelen und Diamanten! Du glückliches Kind! Die ganze Welt wird Dich beneiden.“

„Nun, ich weiß nicht, Mama“, sagte Caroline; und der Ton, in dem sie sprach, war allerdings kein glücklicher. „Ich pflegte mir sonst aus solchen Sachen nicht so viel zu machen, bis Du mir's in den Kopf gesetzt hast. Natürlich ist ein schönes Haus etwas Wünschenswerthes, und Gold und Juwelen ebenfalls, aber — ich weiß nicht.“

„Wünschenswerth!“ rief Mrs. Kage. „Geld ist das einzige Wünschenswerthe in dieser Welt; das habe ich zu meinem Schaden erfahren. Ich war eine Närrin und heirathete aus Neigung, heirathete einen Mann, der nichts als sein Gesicht und seine Figur und seinen rothen Rock hatte, ich, eine Pairstochter. Er war allerdings ein wahrer Adonis, und Du, mein Kind, bist ein getreues Bild von ihm, wie ich Dir oft gesagt habe — aber von der Schönheit kann

man nicht leben. Und was waren die schrecklichen, unglückseligen, dauernden Folgen? Ich sank zu einer einfachen Officiersfrau — und Wittwe — herab, mußte mich, so gut ich konnte, mit meinem erbärmlichen bischen Gelde einschränken, und bin jetzt von allen Leuten meines Ranges vernachlässigt und vergessen. Ich habe Deinem Papa wohl tausendmal gesagt, daß er besser gethan, wenn er mich lebendig begraben hätte, anstatt mit mir davonzulaufen; und das ist die Wahrheit."

„Dennoch ist das Geld allein nicht Alles, Mama; nein, und auch Juwelen nicht; und ich weiß nicht, ob diese eine hinreichende Entschädigung für einen alten Gatten mit alten Kindern wären. Ich wollte, ich wüßte es."

„Gewiß sind sie dieß, Caroline"; sagte Mrs. Kage, sich auf ihren Elbogen stützend und an ihrem Fläschchen riechend. „Glaube mir. Es ist unglücklicherweise die Bestimmung des Weibes, aufzuwachsen und zu heirathen; und sie kann derselben natürlich nicht aus dem Wege gehen. Und wenn sie es könnte, so würde sie es nicht wollen. Die Mädchen, siehst Du, haben hochtrabende Vorstellungen vom Ehestand, die ihnen, wie mir scheint, bei ihrer Geburt von einem Geiste der Widerwärtigkeit eingeimpft werden, denn sonst weiß ich wahrlich nicht, wie sie ihnen kommen. Ihrer Einbildung erscheint derselbe als ein wahres Paradies und all ihr Denken- und Streben geht dahin, in dasselbe einzutreten, wo-

bei sie ganz vergessen, daß sie, sobald sie einmal darin sind, es nie wieder verlassen können --"

„Das ist es eben, Mama."

„Laß mich ausreden. Ich sage, Kind, daß es die Bestimmung des Weibes ist, sich zu verheirathen; aber ich gebe Dir die Versicherung, daß es nicht im geringsten darauf ankommt, ob der Gatte jung oder alt, schön oder häßlich, dumm oder gescheit ist; es ist Alles einerlei, so lange seine Börse wohlgefüllt ist. Dieß ist das Einzige, was in Betracht zu ziehen ist. Gesetzt, ich hätte eine Schaar von Kindern, wo wäre ich da wohl jetzt? Im Landarbeitshause wahrscheinlich!"

Caroline lehnte sich aus dem Fenster und pflückte eine Blüthe. Ihre Mutter fuhr fort:

„Ich wiederhole Dir, daß eine Heirath aus Liebe, wenn dieselbe nicht von einem guten Einkommen begleitet wird, das Erbärmlichste von der Welt ist. Ich habe selbst aus Liebe geheirathet und muß es wohl wissen. Dein lieber Vater pflegte zu sagen, ich habe ihn mit meinen Klagen zu Tode geärgert; aber wenn das Geld fehlt, so ist es ebenso gut zu sterben, wie zu leben. Und was die Liebe betrifft, so ist dieß das langweiligste Dasein, das man sich denken kann; es schaudert Einem bei dem Gedanken daran."

„Er trägt eine Perrücke", brummte Caroline, zu ihren eigenen Leiden zurückkehrend.

„Die reizendste, die ich je gesehen habe, mein liebes Kind; es könnte Niemand mit Bestimmtheit behaupten, daß es nicht junges wachsendes Haar sei.

Es mischt sich so schön mit seinem eigenen Haar, wovon er noch eine Menge am Hinterkopfe hat, daß der schlaueste Haarkräusler nicht sagen könnte, wo sein eigenes Haar aufhört."

„Aber es ist eine Perrücke", sagte Caroline.

„Ob es nun eine Perrücke ist oder nicht — dadurch wird jedenfalls dem häuslichen Glücke kein Abbruch gethan."

Caroline Kage zog die Augenbrauen in die Höhe. „Häusliches Glück mit dem alten Vater Canterbury!" dachte sie unehrerbietigerweise.

„Nimmt er sie Abends ab?"

„Nimmt er was ab?" fragte Mrs. Kage in augenblicklicher Vergessenheit des Gegenstandes ihrer Unterhaltung.

„Die Perrücke!" entgegnete Caroline heftig. „Wenn er es thut und ich seinen kahlen Kopf sehe, so werde ich fürchterlich schreien."

„Mein liebes Kind, laß Deine Gedanken auf dem fabelhaften Reichthum weilen, der Dein sein wird, und nicht auf einer vergänglichen Perrücke", sagte Mrs. Kage, sich abermals das Gesicht mit kölnischem Wasser befeuchtend.

„O, wenn ich doch nur wüßte! wenn ich doch nur wüßte!" murmelte Caroline leise vor sich hin. Doch ihre Mutter hörte die Worte.

„Was ist es, das Du wissen möchtest?"

„Ob es zum Guten oder zum Bösen sein würde."

War es möglich, daß ihr Schutzengel sie selbst jetzt noch vor dieser Heirath warnte? Ein mächtiger

Widerwille gegen dieselbe war in ihrem Herzen erwacht.

Mrs. Kage betrachtete sie mit einer Art hungriger Gier und tröpfelte das ganze Riechfläschchen um sich her.

„War er lauter Entzückung, liebes Herz?"

„Wer?" rief Caroline, aus ihrer Träumerei auffahrend und mit glühend rothem Gesichte.

„Mr. Canterbury."

„O!" war die wegwerfende Bemerkung, denn sie hatte die Frage auf eine ganz andere Person bezogen. „Warum sollte Mr. Canterbury entzückt sein?"

„Wie Du seinen Antrag annahmst, mein Herz."

„Aber ich habe ihn nicht angenommen."

Mrs. Kage erhob sich zur Hälfte und betrachtete ihre Tochter mit offenem Munde; dann sank sie mit einem Thränenstrome wieder zurück und bejammerte ihr hartes Geschick und die Thorheit ihrer Tochter, die ein solches Glück hatte von sich weisen können. Sie hatte sich im Geiste bereits stark an den Herrlichkeiten desselben betheiligt.

„Ein Schloß für einen König, Wagen, Diener, Ananashäuser, Gewächshäuser, Treibhäuser, Wein aus allen Ländern der Welt, die theuersten Leckerbissen auf Gold- und Silbergeschirr und Gold ohne Ende! O, Caroline!"

Caroline strich sich mit heftiger Geberde das Haar aus dem Gesicht und sah ziemlich trotzig aus. Dieß brachte Mrs. Kage außer sich.

„Sie ist das echte Kind ihres Vaters!" rief sie in schrecklicher Wuth. „Der war einer der größten

Narren dieser Welt und sie ist sein ganzes Ebenbild. Das habe ich wohl zwanzigmal gesagt. Lauf' deinem erbärmlichen Tom Kage nach, Du undankbares Geschöpf! Geh mit ihm nach Indien! Lebe in einer Kaserne oder verhungere, mir soll es einerlei sein!"

„Es ist gar nicht nöthig, daß Du Dich in dieser Weise aufregst, Mama", sprach Caroline mit größter Trockenheit.

„Wie sie sich hätte schmücken können, die Bälle besuchen, die Festlichkeiten in Richmond mitmachen! — Alle Freuden und Vergnügungen der Londoner feinen Welt, die sie hätte genießen können! Die Vorstellung bei Hofe in Federn und Diamanten. Und Alles dieß giebt sie für den gemeinen Thomas Kage auf!"

„Ich habe Dir gesagt, daß ich Mr. Kage abgewiesen."

„Du hast ebenfalls gesagt, daß Du Mr. Canterbury abgewiesen. Wie kannst Du Dich unterstehen, mir zu widersprechen?"

„Nein, das habe ich nicht gesagt", fuhr Caroline ruhig fort. „Ich sagte, ich habe Mr. Canterbury's Antrag nicht angenommen. Ich würde dieß vermuthlich gethan haben, falls Zeit dazu dagewesen wäre; aber Thomas Kage kam gerade heran, während ich noch zögerte. Wir standen mit dem Rücken hierher gewendet und sahen ihn nicht eher, als bis er uns ganz nahe war."

Mrs. Kage hörte plötzlich im Schluchzen inne. „Liebstes Herzenskind, warum hast Du das nicht

sogleich gesagt? Mein liebstes Herz! Du wirst ihn doch annehmen?"

Caroline runzelte die Stirn.

„Vermuthlich. Ich weiß sonst nicht, was ich thun soll."

„Ich will ihn heute Abend für Dich annehmen, mein liebes Kind, und ihm sagen, wie glücklich Du bist, seine Frau zu werden. Meine armen Nerven!"

„Wenn ich nur ein Bischen in die Zukunft sehen könnte!" rief Caroline mit düsterem Gesicht und zagender, zweifelnder Stimme. Mrs. Kage betrachtete sie verstohlen.

„Mein Herzenstäubchen! Der Gedanke an dieses glänzende Vermögen hat Dir sicherlich Vergnügen gemacht. Es ist nicht anders möglich."

„Ja, in gewisser Hinsicht", antwortete Caroline, indem sie sich innerlich bewußt war, an der Herbeiführung dieses Erfolges Theil genommen zu haben. „Aber ich habe ein eigenthümliches Vorgefühl, jetzt, da der Augenblick der Entscheidung gekommen, daß mir doch kein Glück daraus erwachsen wird."

„Es freut mich, dieß zu hören, mein Kind, sagte Mrs. Kage, die ihr schmachtendes Wesen wieder angenommen hatte. „Freut mich sehr. Es macht sich Alles stets ganz anders, als man erwartet. Als ich Deinem armen Papa allen Angehörigen zum Trotze mein Versprechen gegeben, ihn heirathen zu wollen — und er war ein selbstsüchtiger Narr, es von mir zu verlangen, da er seine Armuth wohl kannte — glühte ich vor hoffnungsvollem Entzücken. Meine Heirath brachte mir nichts als getäuschte Erwar-

tungen; die Deine wird Dir nichts als Gutes bringen. Ich sehe es deutlich voraus, mein Kind."

„Wenn ich Mr. Canterbury wirklich heirathe, möchte ich sowohl Herr als Herrin im Hause sein."

„Ei, das versteht sich, mein süßes Herz. Er ist außerordentlich gutmüthig und Deine Wünsche werden die seinigen sein. Ich hätte Deinen verstorbenen Vater den meinigen widersprechen sehen mögen."

„Ich spreche nicht von ihm. Was ihn betrifft; so werde ich natürlich stets thun, was mir beliebt. Ich meinte die Misses Canterbury. Gesetzt, Olive versuchte mich zu beherrschen, — ich würde es mir nicht gefallen lassen." Der Gedanke, daß Olive sich einfallen lassen könnte, über die Gattin ihres Vaters zu herrschen, kitzelte Mrs. Kage dermaßen, daß sie lachte, bis sie den Inhalt eines ihrer Lieblings-Riechfläschchen verschüttet hatte.

„Welch ein unerfahrenes Gänschen Du bist, Caroline! Du wirst einfach eine Königin sein, und den Willen einer Königin ausüben. Was Mr. Canterbury's Töchter betrifft, so nehme ich die Sorge auf mich, daß sie, sobald Du einmal auf dem „Fels" wohnst, denselben verlassen."

„Mama!" rief Caroline fast erschrocken über das, was wie ein Versprechen klang.

„Ja, mein Kind, es wird sich schon Alles machen; verlasse Dich nur auf mich. Mein verehrter Vater, der verstorbene Lord Gunse, lobte oft meine Gabe, die Verhältnisse mir dienstbar zu machen."

Lord Gunse's Tochter lehnte sich wohlgefällig in ihrem Sofa zurück und nahm das gefallene Riechfläschchen wieder auf. —

Ohne zu wissen oder darauf zu achten, welchen Weg er einschlug, war Thomas Kage, als er das Haus verlassen, in einen engen Fußpfad eingebogen Die Sonne schien noch so hell wie vorher auf die Welt herab, doch war es, als ob sie für ihn auf immer untergegangen wäre. Nur Diejenigen, welche eine ähnliche Lage erlebt haben, können ermessen, was jener schreckliche Augenblick für ihn war. Es war ihm, als ob sein Herz von dem grausamen Schlage zermalmt wäre.

Zwischen den Hecken des engen Weges dahin gehend, traf er plötzlich auf Millicent Canterbury. Er war so tief in seinen Schmerz versunken, daß er sie im ersten Augenblicke wirklich nicht erkannte. Millicent stand erschrocken über das, was sie in seinem Gesichte sah, still.

Es erfolgten ein paar hastige Worte der Entschuldigung, daß es ihm nicht möglich sei, einen Besuch auf dem „Fels“ zu machen, da es ihm daran gelegen, noch rechtzeitig zum nächsten Zuge nach London einzutreffen, und dann ging Mr. Kage grüßend weiter. Millicent schaute ihm mit verwundertem Gesichte nach, und ihre Freude über das Begegnen verwandelte sich in bittere Enttäuschung.

„Was hat es wohl gegeben?“, sagte sie laut. „Er sieht aus, wie Jemand, auf den der Tod seine Hand gelegt hat.“

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Wood, Henry

Georg Canterbury's Testament Roman von Frau Henry Wood. Aus dem Englischen von Marie Scott

Bd.: 1

Leipzig 1871